

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



Forum Stadt



43. Jahrgang
2|2016

Forum Stadt
Verlag

Hans-Rudolf Meier (Hrsg.)

DENKMALPFLEGE ALS ZUKUNFTSPRINZIP!





Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt
Postfach 100355
73728 Esslingen
Email: hans.schultheiss@esslingen.de
Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-754
E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FSStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbeding-
t die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2016 Forum Stadt e.V., Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Denkmalpflege als Zukunftsprinzip!

Herausgegeben von Hans-Rudolf Meier

Hans-Rudolf Meier

Editorial. Denkmalpflege als Zukunftsprinzip? 131

Abhandlungen

Thomas Sieverts

Das Prinzip Denkmalpflege und seine Erweiterung im Anthropozän 136

Elisabeth Merk

Die Erzählung der Stadt –
Erfahrungsbericht Städtebauliche Denkmalpflege 146

Matthias Noell

Überholmanöver der Geschichte.
Rem Koolhaas und die Apotheose des ungewollten Erbes 157

Thomas Will

Das Denkmal als Ressource?
Über Sinn und Zweck der Denkmalpflege 171

Johanna Blokker

Heritage Conservation and Digitality 189

Ulrike Wendland

Denkmalpflege 2018: Transparenz, Partizipation, Allianzen 207

Autorinnen / Autoren 217

Besprechungen

SILKE STEETS, Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt.

Eine Architektursoziologie (*Walter Siebel*) 218

MARK ESCHERICH (Hrsg.), Denkmal Ost-Moderne.

Bd. 1 und Bd. 2 (*Dieter Martin*) 220

SÄCHSISCHE AKADEMIE DER KÜNSTE (Hrsg.), Labor der Moderne.

Nachkriegsarchitektur in Europa (*Robert Kaltenbrunner*) 222

Umschlag:

München, Alte Akademie;

der Renaissancebau wurde nach Kriegszerstörungen von Josef Wiedemann wieder aufgebaut, der ihm einen neuen Flügel anfügte (links). Zur Zeit steht eine Umnutzung an.

Foto: *M. Nagy*, Landeshauptstadt München.

Denkmalpflege als Zukunftsprinzip?

Editorial

Wie andere gesellschaftliche Aufgaben sieht sich auch die Denkmalpflege erheblichem Veränderungsdruck ausgesetzt. Auf lokal- und landespolitischer Ebene bläst ihren Institutionen oft ein mehr oder weniger starker Gegenwind entgegen, und inner- und außerhalb der Fachämter haben manche den Eindruck, immer weniger Einfluss nehmen zu können. Im Zuge der fortschreitenden Ökonomisierung werden mit den zunehmend prioritär gewichteten Argumenten von „Zumutbarkeit“ und „Nutzungsgebot“ tagtäglich Denkmale geopfert. Das grassierende Rekonstruktionswesen trägt das Seine zum Verlust der Wertschätzung von vielschichtigen Denkmalen bei, und welche Effekte die Digitalisierung des Kulturerbes auf dessen Erhalt hat, kann heute noch gar nicht abgeschätzt werden.

Andererseits haben die EU-Institutionen jüngst, im Jahre 40 nach dem so genannten Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, angeregt, 2018 ein neues Europäisches Kulturerbejahr unter dem Motto „Sharing Heritage“ zu zelebrieren. Angesichts der politischen und ökonomischen Krise der Europäischen Union setzt man offensichtlich auf die Kultur, um den zentrifugalen Kräften etwas entgegen zu setzen. Noch interessanter als solche Top-down-Impulse ist die Beobachtung, dass in den letzten Jahren immer wieder von außerhalb der Fachdisziplin in verschiedenen Zusammenhängen von Planen und Bauen das „Prinzip Denkmalpflege“ als zukunftssträchtige Strategie benannt worden ist. Es sind zum Teil sehr profilierte Denker, die damit neue Ansprüche an die Gesellschaft, aber auch an die Denkmalpflege formulieren. Ein Manuskript mit entsprechender Stoßrichtung, das Thomas Sieverts *Forum Stadt* zum Druck anbot, war daher willkommener Anlass, sich diesem Phänomen mit einem Themenheft zuzuwenden.



Zum einen sollte untersucht und dargestellt werden, was Planer/innen mit solchen Rekursen auf Denkmalpflege und „preservation“ als zukunftsgerichtete Strategie verbinden, und zum Anderen gefragt werden, welche Konsequenzen das für die Denkmalpflege haben könnte. Auf welche Weise müsste sie auf solche Ansprüche eingehen, und was kann und soll welche Denkmalpflege zur Zukunft unserer Gesellschaft beitragen? Um diese Fragen kreisen die sechs Beiträge in diesem Heft, in dem sowohl Denkmalpfleger/innen aus unterschiedlichen Bereichen als auch Planer/innen zu Wort kommen.

Der Planer *Thomas Sieverts* greift den in der Geologie geprägten und in jüngerer Zeit von anderen Disziplinen – wenn auch nicht ohne Widerspruch¹ – rezipierten Begriff des Anthropozäns auf, als Erdzeitalter, das definiert wird durch die Eingriffe des Menschen ins Erdklima. Die mit den klimatischen Veränderungen verbundenen Konsequenzen kann man bisher nur durch mathematische Modelle abschätzen. Abstrakte Modelle als Charakteristikum der späten Moderne führten, so Sieverts, allerdings zur Entfremdung von den Dingen, aber auch vom Gefühl der Verantwortung. Dagegen konstatiert Sieverts Gegenbewegungen, die bestrebt seien, die „Sinnlichkeitslücke“ zu schließen. Die Stadt, die schon immer Ort der Innovation war, bilde dafür das Experimentierfeld. Die Denkmalpflege habe sich als Stadterhaltungs-Agentur zu etablieren, sei sie doch aufgrund ihrer Erfahrung prädestiniert, widerständiges Potential gegen technokratisches Planen und engstirnigen Ökonomismus zu entwickeln.

Auch die Münchner Stadtbaurätin *Elisabeth Merk* sieht in denkmalpflegerischen Erfahrungen wesentliche Grundlagen einer zukunftsfähigen Stadtentwicklung. Stadtplanung könne nur als geschichtlich verankerte Disziplin erfolgreich sein, und hierzu habe die Denkmalpflege mit ihrem Wissen und ihren Konzepten der Aneignung von Geschichte wesentlich beizutragen. Sie sei dafür über ihren traditionellen Auftrag hinaus gefordert, gelte es doch Strategien jenseits des bisherigen Ensemblebegriffs zu entwickeln, um insbesondere den Herausforderungen des großen Bestands der Spätmoderne und dessen Bedeutung gerecht werden zu können.² In Hinblick auf das Europäische Kulturerbejahr 2018 erneuert Merk damit das Postulat von 1975 einer die Stadt als Ganzes in den Blick nehmenden Denkmalpflege, nun freilich unter veränderten Vorzeichen: Die damals bekämpften Bauten und Planungen bilden heute den Bestand, den es zu transformieren gilt, um die Konsequenzen von Globalisierung, Migration etc. erfolgreich zu bewältigen.

1 Vgl. *J. Manemann*, Kritik des Anthropozäns. Plädoyer für eine neue Humanökologie, Bielefeld 2014; *E. Altvater*, Das Erdzeitalter des Kapitalismus, in: Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr. Kolleg Postwachstumsgesellschaften, Berlin 2015, S. 44-47.

2 Vgl. dazu die Hefte Forum Stadt 40 (4/2013): Vom Wirtschaftsboom zur Wachstumsgrenze: Bauten der 1960er Jahre; 41 (2/2014): Vom Wirtschaftsboom zur Wachstumsgrenze: Bauten der 1970er Jahre; 42 (1/2015): Was bleibt? Wertung und Bewertung der Architektur der 1960er bis 1970er Jahre.

Die Frage des Umgangs mit dem Baubestand der späten Moderne war auch mit ein Grund dafür, dass anlässlich der 12. Architekturbiennale in Venedig 2010 mit Rem Koolhaas eine der profiliertesten Persönlichkeiten des internationalen Architekturbetriebs quasi einen „preservation turn“ vollzog. Dies ist Anlass genug, um Koolhaas' Vorstellung von Denkmalpflege und die Beschäftigung seines Büros OMA mit historischer Bausubstanz eingehender zu untersuchen. *Matthias Noell* stellt dabei fest, dass für OMA naturgemäß nicht das Bewahren im Vordergrund stand und Koolhaas' Blick auf die Denkmalpflege sehr fragmentarisch und in der Interpretation oft auch falsch sei. Auch Koolhaas' provozierend gedachte Überlegungen, in letzter Konsequenz könne alles Denkmal werden, gingen nicht über das hinaus, was Alois Riegl bereits 1903 reflektiert hat. Es wird aber auch deutlich, dass bei Koolhaas Kritik oft nicht einfach Opposition, sondern eine Form der Aneignung fremder Methoden und Denkweisen ist, die Noell als „eine Art feindliche Übernahme“ bezeichnet. Koolhaas' jüngste Ausflüge in denkmalpflegerische Gefilde erscheinen so als erneute Zuflucht in fremdes Territorium und die Denkmalpflege damit – immerhin – als eine Art Zufluchtsstätte eines der renommiertesten zeitgenössischen Architekten.

Auch *Thomas Will* stellt fest, die Architekten hätten sich in jüngerer Zeit nicht nur vermehrt Themen der Denkmalpflege zugewandt, sondern sich inzwischen auch des Begriffs bemächtigt. Es gehe ihnen dabei weniger um ungeschmälerten Bestandserhalt als darum, gerade mit dem jüngeren baulichen Erbe kreativ zu arbeiten und es umzudeuten, wobei der Denkmalschutz eine Hilfe gegen ökonomistische Zweckoptimierung sein könne. Auf das Potential der Denkmalpflege als Gegenwelt oder konkrete Utopie kommt Will im weiteren Verlauf seines Beitrags zurück, in welchem er auch indirekt auf die Forderungen von Sieverts und Merk nach Weitung des denkmalpflegerischen Aktionsfeldes antwortet mit dem Hinweis, die moderne Denkmalpflege sei in ihrer Geschichte von der „Pflege der Alterthümer“ hin zu einer reflektierten Kulturraumplanung schon einen weiten Weg in die gewünschte Richtung gegangen. Wenn nun im 21. Jahrhundert das Thema der Ressourcenökonomie wieder zentral in den Vordergrund getreten sei und die Frage der gerechten Ressourcenökonomie weiter an Bedeutung gewinnen werde, dürfe die Denkmalpflege diesen ihr auch eigenen (Teil-)Aspekt nicht so stark verinnerlichen, dass sie gleichsam darin aufzugehen drohe, sondern habe zu prüfen, was ihr ureigenes Wertesystem zu dieser Thematik zusätzlich beizutragen habe.

Kein Zufall dürfte es sein, dass mit *Johanna Blokker* die jüngste der Autoren/innen die digitalen Technologien mit der Zukunftsfrage der Denkmalpflege verknüpft. Dank der Digitalisierung stünden uns Denkmale in zuvor nie gekannter Unmittelbarkeit und Uneingeschränktheit zur Verfügung. Eine immer mächtigere – und kräftig mit Fördermitteln alimentierte – Heritage-Industrie bediene unsere „Geschichtslust“, was aber auch dazu führe, dass Bilder zunehmend die Standards der denkmalpflegerischen Praxis bestimmten. Die Rekonstruktionswelle der letzten Jahre zeige, wie digitale Bilder zu

Bauten und oft zu marktkonformen Alternativen von Denkmalen würden. Mit Baudrillard lässt sich konstatieren, dass es in der „Ekstase der Kommunikation“ eben kein Anderes mehr gebe.³ Auch Blokker fordert daher von der Denkmalpflege Widerstand, nun gegen die Kooptierungsversuche einer auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Heritage-Industrie, gegen welche die Werte der immer wieder neu befragbaren und aufgrund ihrer Vergänglichkeit auch ungleich wertvolleren Denkmale zu verteidigen sei.

Mit der sachsen-anhaltinischen Landeskonservatorin *Ulrike Wendland* kommt last but not least die amtliche Denkmalpflege zu Wort. Wendland thematisiert die Spannung zwischen der Begeisterung weiter Kreise der Öffentlichkeit für das Kulturerbe und der Skepsis gegenüber dem staatlichen Denkmalschutz. Die Gründe für dieses Auseinanderklaffen sind vielschichtig; ein Grund ist sicher, dass die Gesellschaft mit dem Denkmalschutz im öffentlichen Interesse die Verfügbarkeit von Privateigentum einschränkt, der Staat aber nicht (mehr) bereit ist, diese Einschränkung und die Mehraufwände zumindest teilweise zu entschädigen. Aus aktuellem Anlass ergänzend anzumerken ist hierzu, dass es der Sache auch nicht dient, wenn – wie jüngst in Hamburg mit den City-Hochhäusern – der Staat sich über den Denkmalschutz hinwegsetzt, dessen Beachtung er von Privaten fordert.⁴ Die Denkmalpflege der Zukunft müsse, so Wendland weiter, partizipativer sein, die als Wissens- und Datenspeicher, Fachinstanz und Politikberater unverzichtbare Amtsdenkmalpflege sei nur ein Rad im „Erbe-Betrieb“. Die aus der Dekade des letzten Denkmalschutzjahres stammenden Organisationsformen der amtlichen Denkmalpflege in Deutschland sollten im Zuge des neuen Kulturerbejahres überdacht werden. Wie 1975 sei aber für eine zukunftsfähige Denkmalpflege eine erneute Allianz aller am Erhalt des gebauten Erbes interessierten Akteursgruppen nötig, die dann auch für die politischen Instanzen eine ernst zu nehmende Größe seien.

Der Denkmalpflege – als staatliche Institution und als vernetzte gesellschaftliche Aufgabe – wird in allen Beiträgen eine verantwortungsvolle Rolle für die zukünftige Stadtentwicklung zugeschrieben, verfügt sie doch über einen auch methodologisch unverzichtbaren Erfahrungsschatz im Benennen und Bewerten des baukulturellem Erbes sowie in den Techniken seines Bewahrens. Diese Erfahrungen umfassen nicht zuletzt auch die Verteidigung der Widerständigkeit der real existierenden Denkmale gegen allzu eindimensionale Verwertungsinteressen. Es ist bemerkenswert, wie oft gerade dieser Aspekt der Denkmalpflege hervorgehoben und als zukunftsfähig benannt wird. Bemerkenswert auch deshalb, weil mit dem anvisierten Europäischen Kulturerbejahr 2018 – anders als 1975 – in der deutschen Bezeichnung die Denkmalpflege durch den

3 J. Baudrillard, *Das Andere selbst*. Habilitation, Wien 1987, S. 18 f.

4 Vgl. dazu beispielsweise „Ist Denkmalschutz bald Geschichte?“, www.hamburg1.de/nachrichten/28042/Ist_Denkmalschutz_bald_Geschichte.html [05.04.2016].

weitergefassten Heritage-Begriff ersetzt wurde. Was diese begriffliche Verschiebung längerfristig bedeutet, wird zu diskutieren sein – aus den in den Beiträgen dieses Hefts formulierten Erwartungen wird jedenfalls deutlich, dass als Zukunftsprinzipien solche aus der Tradition der Denkmalpflege und nicht die einer affirmativen Heritage-Industrie gefragt sind. Insofern kann das vorliegende Heft auch als Beitrag zur inhaltlichen Klärung und Positionierung in Hinblick auf das European Cultural Heritage Year 2018 gelesen werden.

Hans-Rudolf Meier

Weimar / Esslingen, Mai 2016

Das Prinzip Denkmalpflege und seine Erweiterung im Anthropozän

Die Stadt – nicht alt und doch schon am Ende?

Die Ausrufung eines neuen Erdzeitalters, des Anthropozäns, lenkt den Blick auf die langen Zeiträume der Erdgeschichte, aber zugleich auch auf Gegenwart und Zukunft: Im neuen Erdzeitalter ist der Mensch zum ersten Mal mitverantwortlich für die weitere Entwicklung der Erde geworden. Damit beginnt sich die Geschichte der Menschheit zuzuspitzen: Im vorausgegangen Erdzeitalter des Holozäns trat der Mensch vor ca. 2 Mio. Jahren in seiner heutigen Form hervor und lebte für viele Jahre als Jäger und Sammler. Kunstwerke produzierte er schon vor 20.000 - 40.000 Jahren. Aber erst vor ca. 10.000 Jahren schuf der Mensch mit den Anfängen der Landwirtschaft die Voraussetzungen für die Sesshaftigkeit und damit für die Stadtentstehung. Die Landwirtschaft hatte jedoch erst nach weiteren Jahrtausenden die erforderliche Produktivität erreicht, eine gesellschaftlich und in ihrer Produktivität differenzierte Stadtgesellschaft ernähren zu können.

So liegen die Anfänge der Stadt erst 230 Generationen (ca. 7.000 Jahre) zurück und erst vor ca. 16 Generationen (ca. 500 Jahre) entstanden in Renaissance und Aufklärung mit den Naturwissenschaften die Voraussetzungen der Entwicklung der Technik hin zur Industrie und mit den „Entdeckungen“ der Erde und ihrer Kolonialisierung die Voraussetzungen der Globalisierung. Mit dem neuen Erdzeitalter des Anthropozän, ausgerufen vor knapp einer Generation – datiert nach der ersten Atombombenzündung 1945 – wird dem Menschen eine entscheidende Mitverantwortung in der Formung der Erde zugesprochen, die schon jetzt zu dauerhaften, irreversiblen Erdveränderungen geführt hat.¹ Die menschlich verursachten Erdveränderungen zeigen sich am deutlichsten in der Veränderung der Zusammensetzung der Atmosphäre, aber auch z.B. darin, dass gewisse Metalle, wie z.B. Kupfer, sich inzwischen überwiegend nicht mehr in der Erde, sondern in Maschinenanlagen und Bauwerken befinden. Aber nicht nur die unbelebte Natur, auch Fauna und Flora sind durch Ausrottung vieler Arten einerseits und durch Züchtung bzw. Gen-Eingriffe andererseits weltweit verändert.

1 P.J. Crutzen/E. F. Stoermer, The „Anthropocene“, in: Global Change newsletters No. 41, 2000, S. 17 f.; www.igbp.net/download/18.316f18321323470177580001401/1376383088452/NL41.pdf [06.04.2016]; vgl. auch: P.J. Crutzen u.a., Das Raumschiff Erde hat keinen Notausgang, Berlin, 2011; J. Kersten, Das Anthropozän-Konzept, Baden-Baden 2014; B. Latour, Existenzweisen. Eine Anthropologie der Moderne, Berlin, 2014.

Diese historischen Daten zeigen die enorme Beschleunigung der Entwicklung der Menschheit und ihrer Städte: Landwirtschaft entstand erst im letzten Zehntel, Städte erst im letzten Zwanzigstel der jüngeren Menschheitsgeschichte von ca. 100.000 Jahren. Betrachten wir die Geschichte der Stadt gesondert, stellen wir fest, dass die Voraussetzungen der modernen Stadt mit Renaissance und Aufklärung erst im letzten Zehntel der Stadtgeschichte entstanden sind. Das Anthropozän hat erst vor zwei Generationen begonnen! In diesem neuen Erdzeitalter kann die Menschheitsgeschichte und damit auch die Stadtentwicklung nicht mehr von der Naturgeschichte getrennt betrachtet werden. Städte sind indirekt und direkt zum Haupthandlungsfeld in der Veränderung der Erde geworden: Die Stadt ist gegenwärtig schon zur Lebensform der Mehrheit aller Menschen auf der Erde geworden, die Bauern und ihre Dörfer sind praktisch verschwunden. In ein bis zwei Generationen werden drei Viertel aller Menschen in Städten leben. Für die Zukunft sagen die Demografen das Maximum an Erdbewohnern schon in zwei bis drei Generationen voraus: Schon etwa im Jahr 2050 wird die Erde ca. 9 Milliarden Menschen beherbergen mit einem Maximum am Ende dieses Jahrhunderts von ca. 10 Milliarden und anschließendem Rückgang.

Es könnte durchaus sein, dass diese nächsten Jahrzehnte sehr turbulent werden.² Einige Beispiele: die Erderwärmung führt zu steigendem Meeresspiegel, mit der Folge der Vertreibung von Millionen von Menschen, gerade auch aus den ältesten und am dichtesten besiedelten Gebieten der Tiefebene der Flussdeltas der großen Ströme. Wetter-Katastrophen und globale, klimabedingte Ernährungsrisiken werden zu globalen Kämpfen um Nahrung und Trinkwasser führen. Das Weltwirtschaftssystem könnte diesmal wirklich zusammenbrechen, mit einem Bedeutungszuwachs von Regionen und Städten als Lebensbasis. All diese Entwicklungen werden zu globalen Völkerwanderungen führen. Die Städte werden von einer Mischung aus Erster, Zweiter und Dritter Welt geprägt werden, und ob sie sich dabei immer ähnlicher werden oder sich stärker unterscheiden werden, kann heute noch niemand voraussagen. Die bisherige Unterscheidung wird auf jeden Fall keinen Sinn mehr machen. 10 Milliarden Menschen mit ihrem Streben nach einem hohen Lebensstandard werden die Tragfähigkeit der Erde überfordern, wenn die Entwicklung so weiter geht wie bisher. Der Mond fragt die Erde: „Na altes Haus, wie geht's?“ Die Erde antwortet: „Nicht gut, ich fühle mich krank, ich leide an Homosapiens!“ Der Mond antwortet: „Homosapiens, das geht vorbei!“ Die Stadt – nicht alt im Kontext der Menschheitsgeschichte, und doch schon bald wieder vorbei?

Das Anthropozän wurde von Buckminster Fuller mit einem berühmten Bild charakterisiert: Die Erde ist ein geschlossenes Raumschiff ohne Notausgang. In diesem Bild gibt es keine „New Frontiers“ mehr, diese sind zu Barrieren geworden, die Entwicklung

2 H. Welzer, Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird, Frankfurt a. M. 2010.

von Zukunft versperren, weil eine Überschreitung solcher Grenzen das Raumschiff Erde gefährden würde. In diesem Bild scheint das Ende der Stadtgeschichte, das Ende weiterer Stadtentwicklung unvermeidlich, wenn nicht ein radikales Umdenken zu grundsätzlich anderen Entwicklungsstrategien stattfindet. Ich meine, dass dieses berühmte Bild des geschlossenen Raumschiffs Erde auch in die Irre führen könnte. Wissenschaft mit menschlichem Ingenium und Einsicht könnten auch in einer geschlossenen Welt niemals endender Konflikte die Geschichte und die Stadt weitertreiben, auch unter den Bedingungen des Anthropozäns, ohne die Erde zu gefährden. Wer kann schon gegenwärtig wissen, welcher Art Innovationen in einer Koevolution mit der Erde zu einem stabilen Anthropozän führen können, das im Einklang mit der Erde steht? Noch scheint Vieles unbestimmt und noch ist es nicht ausgemacht, dass die Städte überleben werden. Aber selbst wenn die wissenschaftlichen Prognosen – häufig in Form abstrakter mathematischer Modelle – nicht vollständig zutreffen sollten, wir müssen sie ernst nehmen, solange sie nicht widerlegt sind – als Randbedingungen, nicht als Diktat.

Abstraktion – die Sinnlichkeitslücke?

Hat die Abstraktion in mathematischen Modellen ursprünglich dazu gedient, die Prognosen über zukünftige Entwicklungen von Stadt, Wirtschaft und Gesellschaft auf eine verlässliche Grundlage zu stellen, müssen wir heute feststellen, dass anstelle von steigender Prognosesicherheit die Unbestimmtheit getreten ist, mit der wir lernen müssen umzugehen. Der Klimawandel selbst ist ein Musterbeispiel für eine solche Abstraktion in Form mathematischer Modelle: Wir fühlen ihn nicht, mit unseren Sinnen können wir ihn nicht feststellen, wir nehmen ihn nur kognitiv zur Kenntnis in Form von disparaten, zu hochkomplexen mathematischen Modellen zusammengefügt und von Experten interpretierten Messdaten. Die Erfahrung bleibt abstrakt und mehrfach indirekt.³ Dieses Ausgeliefertsein an die die Abstraktion gilt immer noch, auch wenn die Anzeichen konkret erleb- und fühlbarer Auswirkungen des Klimawandels sich zunehmend bemerkbar machen, etwa durch ungewöhnliche Hitze- und Dürreperioden sowie Sturmkatastrophen. Trotz dieser ersten drastischen sinnlichen Erfahrungen: Das Indirektwerden von Erfahrung in Form von Abstraktionen ist ein allgemeines Merkmal der Stadtentwicklung.

Am Beginn stehen die Abstraktionen von den Erfahrungen der primären, ursprünglichen Natur durch Technik und Handel, Abstraktionen von der unmittelbaren Abhängigkeit vom Nachbarn durch organisierte Gesellschaft, Staat, Verwaltung, Recht. Abstraktionen von den Erfahrungen eigenen Nahrungsanbaus durch Arbeitsteilung und Handel. Diese ursprünglichen Abstraktionen haben mit der industriellen Revolution

3 Vgl. J. Fiedler, *Urbanisation, unlimited: A Thematic Journey*, Cham 2014, hier: Kapitel „Abstraktion“, S. 1-14.

und mit dem Kapitalismus, mit Wissenschaft und angewandter Technik aber eine neue Qualität angenommen: Städte haben an Größe und Komplexität gewonnen und können nicht mehr aus unmittelbarer, sinnlicher Erfahrung begriffen werden: Zum Begreifen benötigt man abstrahierende Karten und Statistiken. Der Kapitalismus verwandelt Gebäude und ganze Stadtteile in abstrakte Geldanlagen, die für die Anleger nicht mehr als konkrete Objekte, sondern nur noch als abstrakte Geldmaschinen interessant sind. Die städtische Ökologie, die Beziehung der Städte zur Umwelt, ist tendenziell abstrakt geworden: Nicht nur der Klimawandel sondern auch z.B. der Schwund der Artenvielfalt können nur noch begriffen werden mit Hilfe unverbundener Messpunkte, verarbeitet zu abstrakten mathematischen Ausbreitungsmodellen.

Das Abstraktwerden gilt aber auch für die visuell wahrgenommene Welt: Riesige, international gleiche Werbeflächen verbergen weite Teile der Stadt und verwandeln sie in global gleichartige Erscheinungen. Künstliche Weltbilder, produziert in elektronischen Medien, wie in den „Navis“ im Auto, verzerren unsere „natürlichen“ inneren Repräsentationen von Stadt und tragen dazu bei, dass die „natürliche“ Orientierungsfähigkeit verkümmert und so eine wichtige, uralte Kulturtechnik verloren geht. Dieser vielfältige Prozess der Abstraktion verändert unser Verhältnis zur Stadt: Dieses Verhältnis wird immer indirekter, die verschiedenen Sinne – biologisch hochentwickelt, aber kulturell unterernährt (Kevin Lynch) – verkümmern. Damit geht auch der Verlust des Gefühls für den „gelebten Raum“⁴ einher, also das Gefühl für Eignung und Einladung zu Begegnungen und geselligen Aktivitäten, für Atmosphären und für ästhetische Wahrnehmung.

Ich glaube, diese wachsende, sich ausweitende Abstraktion ist mitverantwortlich für die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber z.B. den verhängnisvollen Auswirkungen des Wirtschaftswachstums in seiner gegenwärtigen Form, die die Grundvoraussetzungen des menschlichen Lebens auf der Erde zerstören. Augenscheinlich bedarf es mehr als einer nur instrumentellen, kognitiven Wahrnehmung, um unsere Einstellungen und unser Verhalten zu ändern! Es bedarf einer emotionalen Betroffenheit, einer emotionalen Berührung durch jene Vorgänge im Anthropozän, die Erde und Städte gemeinsam in ihrer Bewohnbarkeit zu zerstören beginnen. Diese Vorgänge müssen „unter die Haut gehen“, um unser Verhalten zu ändern.

Die Rückeroberung der sinnlichen und sinnhaltigen Stadt?

Ich meine, ich täusche mich nicht in folgenden Beobachtungen: Mehr und mehr Menschen – wenn auch immer noch eine kleine Minderheit – zeigen Interesse an einer weniger materialistischen Lebensweise: Sie haben kein Auto mehr, sie wollen lieber mehr Zeit

4 J. Heiler, *Gelebter Raum Stadtlandschaft. Taktiken für Interventionen an suburbanen Orten*, Bielefeld, 2013; S. Hebert (Hrsg.), *lived space lichtenberg # 1*, Berlin 2014.

als mehr Geld haben, sie finden Spaß an sozialer Arbeit, in der Naturbeobachtung und im Kunst-machen.

Wir können überraschende neue Aktionen, Events, Verhaltensweisen und Einstellungen beobachten.⁵ Diese werden in vielen Fällen paradoxerweise unterstützt durch das Smartphone, von dem wir bei seiner Einführung vermuteten, dass es – als kleiner, sehr leistungsfähiger Vollcomputer – wegen seiner Ortsunabhängigkeit zu einem Niedergang der öffentlichen Raums beitragen würde. Inzwischen ist das Smartphone in die Alltagskultur integriert und zu einem unentbehrlichen Werkzeug neuer spielerischer Stadteroberungen geworden, die niemand voraussagen konnte und die wirksam dazu beitragen, die „Sinnlichkeitslücke“ zu schließen. Es gibt da die „Smartphone-Flashmobs“, die die Leute zusammenrufen zu neuen Stadtspielen, in denen man neue, vorher wenig vertraute Stadtteile kennenlernt. Das bleibt wahrscheinlich meistens als Sensation an der Oberfläche der psychischen Wirkung und der Erinnerung, kann aber auch als Einstieg in ein tieferes Stadtverständnis wirken. Da gibt es z.B. neue Formen von Stadtführungen, die Reize der Peripherie kennenzulernen, in der man vorher noch nie gewesen ist.⁶ Diese Stadtwanderungen führen zu tiefer gehenden Erfahrungen, die unauslöschlich in Erinnerung bleiben.

Besonders wichtig erscheint mir das Entstehen eines neuen Verhältnisses und tieferen Verständnisses der Stadtnatur: Da gibt es „Baumpaten“ für Straßenbäume, Paten die ein persönliches Pflege-Verhältnis zu „ihrem“ Baum entwickeln. Das „Urban-Gardening“ wird populär, indem die Stadt unter dem Gesichtspunkt der Nahrungsmittel-Produktion betrachtet wird. Das geht weiter, bis zum Konzept der „Eatable City“, der essbaren Stadt, in der die Stadt über die Geschmacksnerven wahrgenommen wird.

Aber auch mit Mitteln der bildenden Kunst wird die Stadt neu angeeignet: Neben den Graffiti-Künstlern gibt es die „Stadt-Häkler“ mit ihren farbigen Pullovern für Bäume und Laternenpfähle, die dem öffentlichen Raum eine eigentümlich märchenhaft-dekorative Stimmung verleihen. Aber am Wichtigsten sind wohl die Bewohnergruppen, die ihre Stadt eigenhändig materiell verbessern wollen: Wie z.B. die „Bauherren-Gruppen“ mit ihren selbst errichteten Mehrfamilien-Häusern als „gelebtem Raum“ – als Gegenbewegung gegen das „Haus als Capital-Assett“. Da gibt es die zahlreichen Beteiligungsgruppen, die selbst „Hand anlegen“ wollen an ihre Stadt.

Alle diese Bewegungen sind Anzeichen dafür, dass es ein Bedürfnis gibt, die Stadt von einem abstrakten kapitalistischen Anlageobjekt in einen „gelebten Raum“ zu verwandeln, in dem man sich gerne aufhält und bewegt, der Atmosphäre hat und den man

5 H. Rauterberg, *Wir sind die Stadt. Urbanes Leben in der Digitalmoderne*, Berlin 2014; Planerin Nr. 3, 2015. Schwerpunkt: digital vernetzt.

6 Vgl. B. Sieverts, Büro für Städtereisen Köln: www.neueraeume.de [06.04.2016].

gerne anschaut.⁷ Alle diese Bewegungen, die der Tendenz zur „Entfremdung“ durch Abstraktion und Indirektwerden entgegenwirken, sind mehr als eine nette dekorative Zutat: Wenn die Stadtbewohner ihren emotionalen Zugang zur Stadt verlieren, dann werden ihnen auch unzweifelhaft notwendige technische und strukturelle Reformen gleichgültig bleiben. Die Bürger werden sich dann immer stärker zurückziehen in die Welt der elektronischen Bilder und Spiele sowie in die Illusionswelt des Tourismus. Ich bin überzeugt, dass nur persönliche Verantwortung, tief verwurzelt in persönlicher Haltung, zu Veränderungen führen kann. Nur wenn die notwendigen Regeln „internalisiert“, integriert sind in die Persönlichkeit, wird sich etwas ändern: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

Das bedeutet in der Praxis, dass sich nur etwas grundlegend ändern wird, wenn ein anderes Verhalten nicht als „Opfer“ erlebt wird, sondern als eine Bereicherung des Alltags. Angewendet auf die Stadt, bedeutet dies, dass genügend Bürger eine starke emotionale Beziehung zu ihrer Stadt entwickeln müssen, und dass sie ihre Stadt als „gelebten Raum“ erleben, der ihr persönliches Leben unterstützt. Diese Qualität des persönlichen und kollektiven Lebens wird nur Wirklichkeit werden, wenn das Leben sich erfahren lässt in sinnlichen Erlebnissen einer reichen, konkreten, sozialen und kulturellen Realität und in einer praktischen Mitgestaltung, deren Ergebnisse man selbst erleben kann! In diesem Zusammenhang kann die Rolle und die Bedeutung der Ästhetik bei der Schließung der „Sinnlichkeitslücke“ kaum überschätzt werden. Die neuen spielerischen Bewegungen und ihre Manifestationen in Richtung von neuen sinnlichen und lebenspraktischen Beziehungen zur Stadt sind natürlich nur erste, mehr oder weniger symbolische Schritte, die mithelfen, eine neue direktere, weniger materialistische, als vielmehr eine auch emotional verantwortliche Haltung gegenüber der Stadt zu entwickeln.

Die Stadt – Experimentierfeld für Pioniere?

Aus dem Spiel muss Ernst werden: Die fundamentalen Unbestimmtheiten der Stadtentwicklung im Anthropozän dürfen nicht lähmen, sie müssen im Gegenteil aktivieren und als Freiheit begriffen werden, unterschiedliche gesellschaftliche und städtische Entwicklungsoptionen „auszuprobieren“ und unter die Bewährung des Lebens zu stellen. Das bedeutet, gesellschaftliche Veränderungen für Innovationen zu nutzen und mit dem laufenden Umbau der Stadt zu verknüpfen. Dabei müssen die Verhaltensbedingungen des Anthropozän respektiert werden, aber nur als Randbedingungen, nicht als „Diktat“. Derartige „Lebensexperimente“ haben als gemeinsames Merkmal einen weniger materialistischen, sparsameren und auf kulturellem Reichtum basierenden Lebens-

7 Vgl. dazu die Literaturhinweise in Anm. 4.

stil. Eine solche Lebensweise könnte eine neue Beziehung zwischen Stadtentwicklung und Umwelt herstellen, die die Erde nicht zerstört, sondern bereichert. Aber es bedarf der Pioniere, die neue Wege lebenspraktisch ausprobieren, sozusagen auch stellvertretend für die Gesellschaft. Und es bedarf einer beweglich bleibenden, anpassungsfähigen Stadt.⁸

In folgenden Bereichen wird voraussichtlich gesellschaftlicher Bedarf an Veränderungen in Stadt- und Baugefüge entstehen:

- ▷ Im Zusammenhang der Generationen: Insbesondere die Versorgung der Alten wird neue Formen des Zusammenlebens der Generationen entstehen lassen, denn diese Versorgung lässt sich als bezahlbare Dienstleistung nicht mehr organisieren.
- ▷ Im sparsamen Umgang mit gebautem Raum: Das spezifische Flächenwachstum an gebauter Fläche hat sich in den letzten fünf bis sechs Jahrzehnten verdreifacht und wächst munter weiter. Das ist ökologisch unverträglich.
- ▷ Im Verhältnis von Stadt und Natur: Wir sollten unser Wissen produktiv machen, dass schon heute die gebaute Stadtlandschaft viel artenreicher ist als die umgebende Landwirtschaft: „Die Natur hat sich in die Stadt zurückgezogen.“⁹
- ▷ Im Verhältnis von Raum und Kommunikation: Die Arbeit an einer neuen „Sesshaftigkeit“ mit Verringerung der motorisierten Mobilität in Verbindung mit einem gezielten Erhalt des Potentials für Ernährung, Trinkwasser und von Flächen für zusätzliche Bevölkerungen aufgrund globaler Flüchtlingsströme. Hier bietet die Elektronik noch viele Möglichkeiten, den Raum besser zu nutzen und die motorisierte Mobilität einzuschränken.
- ▷ Im Entwickeln neuer Formen von Urbanität, von neuen Formen des Zusammenlebens in öffentlichen und halböffentlichen Räumen, im gegenseitigen Umgang der unterschiedlichen Kulturen, die in der Stadt verstärkt zusammentreffen werden. Es geht um nichts Geringeres als eine neue städtische Ethik des Zusammenlebens.

Als ein Experimentierfeld für Pioniere der Gesellschaft, der Stadt und des Bauens eignet sich die Stadtlandschaft, wie sie in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, besonders gut: Die geringe Dichte ermöglicht bauliche Ergänzungen und einen Ausbau der Freiflächen. Die nur locker verknüpften unterschiedlichen Funktionssysteme erlauben einzelne Änderungen, ohne gleich das ganze komplexe Gesamtsystem zu berühren. Es lassen sich örtliche Eigenarten ausbilden, die die Stadt auch sinnlich bereichern. Die verfassungsmäßig gesicherte Gemeindeautonomie würde hier vieles möglich machen.¹⁰

8 H. Welzer, *Selbst Denken. Eine Anleitung zum Widerstand*, Frankfurt a. M. 2015.

9 J. H. Reichholz, *Stadt Natur*, München 2007.

10 Vgl. T. Sieverts, *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Basel 1997 (3. Aufl. 1999); L. Bölling/T. Sieverts (Hrsg.), *Mitten am Rand. Auf dem Weg von der Vorstadt über die*

Die Stadtlandschaft ließe sich z.B. unter Ausnutzung ihrer laufenden Entwicklung radikal dezentralisieren: Sie könnte schrittweise auf neue dezentrale Energie-, Versorgungs- und Ernährungssysteme umgestellt werden, auf neue dezentrale Transport-, Kommunikations- und soziokulturelle Systeme. Sie könnte so zu einer neuen Anpassungsfähigkeit transformiert werden.

Die Denkmalpflege – Weiterentwicklung zu einer Stadterhaltungs-Agentur

In einer solchen Transformation kommt es im Gegenzug besonders darauf an, die historischen Wurzeln und die Zeugen der historischen Entwicklung sichtbar und erlebbar zu erhalten. Damit hat die Denkmalpflege einen Bedeutungszuwachs. Die Denkmalpflege ist, zusammen mit der Arts-and-Crafts-Bewegung, ein Kind der Romantik zur Erhaltung historisch bedeutsamer Bauwerke in der Verteidigung gegen die Zerstörungen der industriellen Revolution und der Gefühlswerte gegen die rechenhafte Abstraktion. Sie hat eine ca. 150 Jahre alte, gut reflektierte Geschichte und gehört zu frühen Bewegungen gegen Tendenzen der abstrakten, zur Vereinheitlichung neigenden industriellen Entwicklung und gegen die rigide Ausbeutung der Menschen und der Natur, wie sie John Ruskin schon Mitte des 19. Jahrhunderts eindrucksvoll dargelegt hat. Sie richtet sich gegen eine glatte, ausschließlich rechenhafte Kommerzialisierung der Stadt in der Verteidigung der einzigartigen, wenn auch vielleicht störrischen und verstörenden Bauwerke, die einen anhalten und nachdenken lassen, und die den Sinnen das notwendige nahrhafte Futter geben. Diese Aufgabe des Schutzes sinnlich erfahrbarer historischer Entwicklung ist in der Abwehr einer überhandnehmenden Abstraktion heute notwendiger denn je.

Aber inzwischen sind die Erhaltungsprinzipien der Denkmalpflege weit über diese selbst hinaus gültig geworden: Es geht um die Erhaltung und langfristige Nutzung des Baubestands ganz allgemein! Aus ökologischen Gründen (sparsamer Ressourcenverbrauch, Erhaltung der „Grauen Energie“, Vermeidung von großen Abfallmengen) ist die Kalkulation von Investoren, ein Gebäude nach ca. dreißig Jahren abzureißen und durch ein neues zu ersetzen, unverantwortlich. Gebäude müssen wieder – wie in vorindustrieller Zeit – auf eine Lebensdauer von weit mehr als hundert Jahren angelegt werden. Das bedeutet nach langjährigen Erfahrungen eine mehrfache grundlegende Umnutzung eines Gebäudes im Laufe seiner „Lebenszeit“. Es ist diese praktische Auseinandersetzung mit dem „Reset“ eines Gebäudes oder eines öffentlichen Raums, die als eine allgemein gültige Regel für die Stadtentwicklung die Denkmalpflege heute so aktuell macht.¹¹

Zwischenstadt zur regionalen Stadtlandschaft, Wuppertal 2004.

11 A. Eisinger/J. Seifert (Hrsg.), *Urban Reset: Freilegen immanenter Potenziale städtischer Räume*, Basel 2012.

In einem um Schutz, Pflege und Bestandsentwicklung erweiterten Begriff der Denkmalpflege ist – auch aus der Tradition des Denkmalschutzes selbst heraus – gewissermaßen ein retardierendes, bremsendes Ferment eingebaut, das einen quasi „natürlichen“ Gegenspieler gegenüber technokratischem Planen und gegenüber engstirniger Wirtschaftsförderung bildet. Die Stärkung dieses retardierenden Ferments ist gegenwärtig gegenüber einer kurzsichtigen Politik wichtiger denn je! Eine solche erweiterte Bedeutung der Denkmalpflege würde einen endgültigen Abschied von der Moderne des Funktionalismus und von den Finanzierungskonventionen der Gegenwart bedeuten und deswegen tiefgreifende Einstellungsveränderungen in Theorie, Ausbildung und Praxis erfordern. Für dieses Umdenken einige Beispiele als Anregungen:

- ▷ Städtebauer und Architekten müssten sich wieder verstärkt mit Geschichte und Tradition auseinandersetzen und als lebendige „Erfahrungsspeicher“ nutzen.
- ▷ Planer sollten es sich zur Gewohnheit machen, die Eignung ihrer Planungskonzepte für in Zukunft unter Umständen völlig andere Nutzungen zu prüfen.
- ▷ Dabei sollten sie ausprobieren, wie viel Redundanz zu welchen Kosten erforderlich wäre, um Nutzungswechsel und Anpassung zu erleichtern.

Wenn man den Gedankengang noch etwas weiter führt, kommt man zu einer Art von Architektur und Städtebau, für die es durchaus einige historische Beispiele aus älterer und neuerer Zeit gibt, die gegenwärtig aber wenig Beachtung finden: Es gibt aus vielen Epochen komplexe, große Bauwerke, die im Laufe ihrer Geschichte mehrfach ihre Funktionen gewechselt haben, um neue Aufgaben zu übernehmen, wie auch Aldo Rossi schon in seinem Buch „Die Architektur der Stadt“ gezeigt hat.¹² Um nur einige Beispiele zu nennen, denen ich im Laufe meines Lebens begegnet bin:

- › Der Diokletianpalast in Split (295-305 n.Chr.), der inzwischen den Kern der Altstadt bildet.
- › Die Klosteranlagen, die später als Krankenhaus, Kaserne und Schule gedient haben.
- › Die Universität von Pavia aus dem 18. Jahrhundert, gegründet von Maria Theresia, die zwar auch heute noch Universität ist, aber sich den völlig veränderten Anforderungen großartig angepasst hat.
- › Die alte Tabakfabrik in Granada aus dem 18. Jahrhundert, die heute die Universität beherbergt und sich als räumlich vielfältiges Raumgebilde bei allen Umnutzungen bewährt hat.
- › Das alte Hauptgebäude der ETH aus dem 19. Jahrhundert von Gottfried Semper, dessen räumliches Gefüge allen drastischen Umnutzungen und Umbauten standgehalten hat.
- › Das Hauptgebäude des Massachusetts Institute of Technology (MIT) aus dem frühen 20. Jahrhundert, das seit seiner Errichtung ständig umgebaut und in seiner Nutzung an den technischen Forschungswandel angepasst und „intensiviert“ wurde.
- › Die Zeche Zollverein XII in Essen, die zu einem großen Kulturkomplex um- und ausgebaut wurde.

12 A. Rossi, Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Basel 1973 (ital. Originalausgabe Padua 1966).

Es sind alles Gebäude, die sich seit ihrer Errichtung ständig verändern, ohne ihre Identität zu verlieren. Diese Gebäude sind konzipiert als Teile der Städte, in denen sie liegen, ja, sie haben selber „Stadtcharakter“. Sie sind einerseits „abstrakte Strukturen“ mit allgemein gültigen Merkmalen, andererseits Raumgefüge von starkem Charakter. Sie haben einerseits stabile, unveränderliche Gestaltkerne, die für alle Zeiten Halt, Charakter und Identität geben, und andererseits auch „Weichteile“, die ohne Identitätsverlust verändert oder sogar ausgetauscht werden können.

Unsere Zeit scheint für die Qualitäten dieser Art von Architektur und Stadtlandschaft leider wenig praktisches Verständnis aufzubringen und tut sich offensichtlich schwer mit solchen Gebäuden aus unserer Zeit. Einige Beispiele aus letzter Zeit: Das „Central Beheer“ in Apeldoorn von Architekt Herman Hertzberger, das uns als strukturalistisch konzipiertes Bürogebäude seinerzeit so fasziniert hat, steht gegenwärtig leer, eine Neunutzung ist noch nicht absehbar. Trotz des reichen Potentials des Gebäudes ist noch kein passender Nutzer gefunden. Das Gebäude von „Gruner und Jahr“ am Hamburger Elbufer von den Architekten Kissler und Steidle, dessen seinerzeit auf Kommunikations-Intensivierung hin angelegte strukturelle Konzeption uns so begeistert hat, ist leergezogen, mit ungewisser Zukunft. Die „Geschwister-Scholl-Schule“ im Wohngebiet „Osdorfer Born“ (1960er Jahre) in Hamburg, ein charakteristischer Bau der Architekten Van den Broek und Bakema, soll aufgrund eines Wahlkampf-Versprechens abgerissen werden, obwohl sich der strukturalisch aufgefasste Kern mit den Unterrichtsklassen einfach an eine zeitgemäße Pädagogik anpassen ließe.

So spricht manches für eine Aufwertung der Denkmalpflege zu einer „Stadterhaltungs-Agentur“ mit erweiterten Kompetenzen: Die Denkmalpflege könnte zu einer wichtigen Kraft in der Krise des Anthropozän werden, denn sie vereinigt die unverzichtbare Erlebniswelt der Sinne und das Humanum der Tradition mit den notwendigen, aber eher unsinnlichen Strukturvorstellungen einer mit der Erde verträglichen Stadt. Im Zeitalter des Anthropozän muss in Zukunft noch eine Eigenschaft hinzukommen: Alles Gebaute muss sich als bereichernder, stützender Bestandteil der Lebenswelt begreifen, und zwar nicht nur der menschlichen, sondern auch der Lebenswelt der Pflanzen und Tiere. Hier muss es zu neuen Allianzen zwischen den scheinbar völlig unterschiedlichen Institutionen „Denkmalpflege“, „Naturschutz“ und „Baukultur“ kommen.¹³ „Naturschutz“ ist auch „Kulturschutz“, und die Stadtlandschaft ist längst zu einer eigenständigen „Kulturnatur“ geworden. Der alte Gegensatz zwischen „Stadt“ und „Natur“ hat im Anthropozän ausgedient, es ist mit der „Stadtnatur“ etwas Neues entstanden. Das setzt einer baulichen Nachverdichtung Grenzen: Dieser Stadtnatur ist Raum zu lassen, ebenso den Menschen, die sie vor ihrer Haustüre erleben.

13 J. H. Reichholf, Naturschutz. Krise und Zukunft, Frankfurt a. M., 3. Aufl. 2010.

Die Erzählung der Stadt – Erfahrungsbericht Städtebauliche Denkmalpflege

Wer sich mit Stadtentwicklung auseinandersetzt, lässt sich auf eine Erzählung ein, die in ihren Zeit-Raumrelationen durch die Dialektik von Zukunft und Vergangenheit geprägt wird, die sich in der Wirklichkeit am konkreten Ort manifestieren. Dies ist und war dem Wesen der Stadt schon immer eingeschrieben und hat in glücklichen Momenten der Stadtwerdung zu wunderbaren Raumschöpfungen und Architekturen geführt, in den brüchigeren Momenten aber zu Diskontinuitäten in den Strukturen und zu maßstabssprengenden Gebäuden. Beides entwickelt sich im Bezug zu dem Bestehenden als Kontinuität von existierenden Strukturen und Positionen oder im bewussten Bruch mit den bisherigen Konventionen. Die Geschichte der Stadt und ihrer Architekturen im 20. Jahrhundert zeigt die ganze Bandbreite dieses Weiterbauens an der Stadt auf.

Da an dieser Erzählung der Stadt viele Autoren mitwirken, unbewusst wie gewollt, sprechen wir heute von der Stadtentwicklung als Prozess und umschreiben es mit der Begrifflichkeit des Stadtlabors. Dies macht die Arbeit an der Stadt so spannend und bewirkt, dass sich Stadtplaner vorwiegend mit drei Zeitraumrelationen, die in der Zukunft liegen, konfrontiert sehen:

- ▷ der kurzfristigen ihrer Bewohner, die heute in der Stadt in ihren Stadtquartieren ihre emotionalen und funktionalen Bedürfnisse, also ihre Lebensqualität erhalten wollen,
- ▷ der mittelfristigen von Politik- und Projektstrukturen, in denen sich die Stadtentwicklung vollzieht
- ▷ und der langfristigen strategischen Zeitdimension die auf der Ebene von Stadtentwicklungskonzepten überprüft werden soll.

Die vierte Zeitraumrelation ist die bestehende Stadt mit all ihren Widersprüchen, ein überliefertes baukulturelles Erbe, für das es gilt, die richtige Herangehensweise zu finden.

Insoweit möchte ich die These formulieren, dass Stadtplanung nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie sich auch als geschichtlich verankerte Disziplin begreift. Dazu muss sie die Dimensionen der Vergangenheit in die Gegenwart mit einbeziehen und für die Zukunft der Stadt erschließen. Es ist unerlässlich, dass materielle wie immaterielle Werte im Hinblick auf die Stadtentwicklung in ihrer Vielschichtigkeit erkannt und

in den Diskurs über die Stadt mit einbezogen werden. Stadtplaner betreuen die Transformation der Stadt. Werte sind nicht statisch, sie verändern sich mit den gesellschaftspolitischen Positionen und wer darauf den Anspruch der Deutungshoheit erhält, ist in einer demokratischen pluralistischen Gesellschaft nicht immer vorhersehbar und schon gar nicht eindeutig.

Die Konzepte der Moderne hatten das weitgehend negiert, ihnen wohnte noch der positive Wert der permanenten Verbesserung der Welt als Glaube an eine ungebrochene fortschrittliche Zukunft inne, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auflösen sollte. Bereits 1981 formuliert Jürgen Habermas in seiner Rede zur Eröffnung der Münchner Ausstellung „Die andere Tradition“, die sich mit der Frage nach der Akzeptanz der Moderne beschäftigte, die Feststellung: „In dieser großen Synthese gehen die Widersprüche unter, die die kapitalistische Modernisierung gerade auf dem Gebiet der Stadtplanung kennzeichnen – Widersprüche zwischen Bedürfnissen einer geformten Lebenswelt auf der einen, den über die Medien Geld und Macht mitgeteilten Imperativen auf der anderen Seite.“¹

1. Die Herausforderung des Baubestands der Nachkriegsmoderne

Die Denkmalpflege muss sich daher im Hinblick auf ihre Zukunftsfähigkeit im 21. Jahrhundert intensiv mit den Bauten auseinandersetzen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden. Diese waren in ihrer Entstehungsgeschichte geprägt von den in der ersten Hälfte des Jahrhunderts angelegten Konzepten des Bauhauses von Walter Gropius und den Grundsätzen der architektonischen Moderne, die in Le Corbusier ihren bedeutendsten Protagonisten fand. Deren Überzeugungen und Lehren wirkten trotz oder gerade wegen der Stadtplanung und Architekturausrichtung im Nationalsozialismus und der daraus resultierenden Verfolgung der Leitfiguren der klassischen Moderne sowie der Zerstörung der europäischen Städte im Zweiten Weltkrieg, in der Phase des Wiederaufbaus der 1950er Jahre in den architektonischen und städtebaulichen Konzepten nach und setzten sich in den darauf folgenden Jahrzehnten fort.

Ungefähr die Hälfte der Gebäude in Deutschland wurden zwischen 1949 und 1978 errichtet; sie sind vor dem genannten Hintergrund ein wichtiger Bestandteil des baukulturellen Bestandes unserer Städte und legen gerade durch ihren Umgang mit der vorangegangenen Zerstörung und den spürbaren raumstrukturellen Veränderungen in den Städten Zeugnis ab. Die vielbeschworene und zitierte „Europäische Stadt“, mit der wir

1 J. Habermas, *Moderne und Postmoderne Architektur*, in: *Die Tradition von Morgen*, München 2012, S. 61-75, ursprünglich als Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Die andere Tradition. Architektur in München von 1800 bis heute“ im Dezember 1981 gehalten.

uns heute konfrontiert sehen, ist die Stadt nach 1945 mit all ihren stadtstrukturellen und virtuellen Nahtstellen im kollektiven Gedächtnis, die diese Diskontinuität offenlegen.

Wenn 2018 über vierzig Jahre nach dem europäischen Denkmalschutzjahr² ein neues Kulturerbejahr durch die EU-Institutionen initiiert wird, besteht die Hoffnung und Verpflichtung, sich auch diesen Brüchen und unbequemen Zeugnissen zu stellen – jenseits der gesicherten Pfade des von touristisch leicht zugänglichen und deshalb für die Vermarktung tauglichen baukulturellen Erbes.

Ein einfaches Zurückgehen auf die Werte vor 1945 – seien sie materiell angelegt in den stadträumlichen und architektonischen Konzepten oder immateriell als ein Sehnsuchtsbild – erscheint nicht mehr möglich; und dort, wo es versucht wird, gelingt es nur selten. Meist gerät es aber zur Farce. Stadtplanung und Denkmalpflege stehen daher heute vor der Aufgabe eines groß angelegten Stadtumbaus, der sich in schrumpfenden wie wachsenden Stadträumen ganz ähnlich präsentiert. Dort das Ringen um den Erhalt trotz mangelnder Nutzungsperspektiven, hier das Verhindern von unüberlegtem Abbruch und Neubau aufgrund des starken Wachstumsdrucks und/oder vermeintlich besserer ökologischer und energetischer Effizienz.

Beides produziert Stadträume und Gebäude, die von den Gesetzen des Marktes und funktionalen Paradigmen bestimmt sind, selten aber der Kontinuität und dem inneren und äußeren Maßstab der Stadt gehorchen. Darüber hinaus erfüllen sie kaum ihr funktionales und wirtschaftliches Versprechen im Sinne von nachhaltigen Interventionen. Über die Fragen der Ästhetik und Stadtgestaltung ist an dieser Stelle noch gar nicht gesprochen. Hier könnte die Denkmalpflege mit ihrem Angebot der reflektierten Aneignung der Geschichte³ zur Zukunftsfähigkeit der städtebaulichen und architektonischen Konzepte beitragen und zwar über ihren bisherigen Auftrag hinaus. Denn es geht wie meist bei der Stadt ums Ganze und weist über das einzelne Denkmal oder Ensemble hinaus.

Michael Petzet formuliert es in der Zeitschrift „Der Architekt“, die 2013 unter dem Titel „Jenseits des Mangels“ der Theorie der Denkmalpflege ein ganzes Heft widmete, welches sich vorwiegend mit der Weiterentwicklung der Stadt des 20. Jahrhunderts beschäftigt, so: „Doch beim Kulturerbe des 20. Jahrhunderts geht es wohl kaum nur um einige wenige Beispiele von außerordentlichem universellem Wert“ und das Oeuvre einiger berühmter Architekten.⁴ In der gleichen Ausgabe schreibt Andreas Denk im Einleitungstext über die Stadt als Raumdenkmal und über die Notwendigkeit, neben

2 M. Falser/ W. Lipp (Hrsg.), Eine Zukunft für unsere Vergangenheit (1975-2015), (ICOMOS Monumenta III), Berlin 2015.

3 J. Habermas (s. A 1), S. 62.

4 M. Petzet, Substanz, Bild und Erinnerung, in: Der Architekt 2 (2013), S. 32-36.

dem traditionellen „Objektschutz“ ein strukturelles Interesse zu stellen.⁵ Dies kann meiner Überzeugung nach nur durch ein Zusammenarbeiten von institutioneller Denkmalpflege und Stadtplanung geschehen, denn hier geht es um die Integration denkmalpflegerischer Sichtweisen in die Prozesse der Stadtentwicklung und damit um eine kulturelle Auseinandersetzung über das Weiterbauen an der Stadt.

Wie dieses Thema in Architekten- und Städtebaukreisen aktuell diskutiert wird, zeigt die Publikation „Konservieren, Interpretieren, Transformieren“⁶ der Bayerischen Architektenkammer auf. Dort wird dargestellt, mit welchen Strategien die Denkmalpflege sich heute konfrontiert sieht, wenn sie ihre an „klassischen“ Denkmalen geschulte Kompetenz einbringen möchte. Anhand von Fallbeispielen wird angeregt, ein neues Verständnis für die Wertschätzung von existierenden Gebäuden zu entwickeln, welches in baukultureller und ökonomischer Sicht am Ende dazu führen könnte, eine neue Inwertsetzung der Objekte zu erzielen.⁷

Dies geht von dem Konservieren als einem anerkannten Prinzip der Denkmalpflege über das Interpretieren in Anlehnung an Rudolf Schwarz bis hin zum Transformieren, bei dem erheblich in die Substanz eingegriffen werden kann. Es geht dabei um ein erweitertes Verständnis dessen, was als erhaltungswürdig erachtet wird, also um Bauten, die als eingetragene Denkmäler bearbeitet werden, sowie um den viel größeren vielfältigen Bestand. Hier spielen die Kompetenzen der Denkmalpflege, ihr Wissen um Materialien und ihre Haltbarkeit, um Herstellungstechniken und adäquate Konservierungsmethoden und deren Kontextualität eine Rolle – auch dort wo nicht allein das erfasste Objekt im Mittelpunkt steht, sondern das Quartier, die gesamtstädtische Betrachtung, die Stadtentwicklung und die Baukultur.

Gemeinsames Interesse muss es also sein, die Transformation der Stadt, ihrer Räume und ihrer Bauten so zu begleiten, dass aus der Diskontinuität des überlieferten Erbes eine neue Tradition von Verständnis um die Qualitäten des Gebauten und der daraus resultierenden identitätsstiftenden Wirkung entsteht. Vor dem Hintergrund des Wachstumsdrucks in den Ballungszentren (60% der Menschen leben in Europa in den Städten), den Herausforderungen der Zuwanderung und dem neuen hinsichtlich der Kriterien vagen, aber vehementen Diskurs hinsichtlich der Deutungshoheit um den Anspruch auf Heimat und eigene Werte im Verhältnis zu globalen Veränderungen, erscheint es wichtiger denn je, dieses Empfinden an konkreten Qualitäten und reell erfahrbaren, also sichtbaren Zeugnissen festzumachen.

5 A. Denk, Die Stadt als Raumentwurf, in: Der Architekt 2 (2013), S. 1.

6 Bayerische Architektenkammer (Hrsg.), Konservieren, Interpretieren, Transformieren, München 2014.

7 Vgl. dazu auch H. R. Meier (Hrsg.), Was bleibt? – Wertung und Bewertung der Architektur der 1960er bis 1970er Jahre, in: Forum Stadt 42 (1/2015).

2. Die Stadt der Moderne und die Herausforderungen der Gegenwart

Die Geschichte der Stadt und ihrer Architektur, so wie wir sie vorfinden, erzählt die Geschichte von Not und Vertreibung im 20. Jahrhundert und vom Mangel an Baumaterialien wie vom schnellen, weil durch Wohnungsnot angetriebenen Bauen. Heute erfahren ähnliche Fragestellungen im Städtebau wie etwa die Erstellung von Notunterkünften und bezahlbaren Wohnungen für alle angesichts der globalen politischen Entwicklungen eine erschreckende aktuelle Bedeutung. Statt alles neu zu erfinden, lohnt ein Blick auf die Typologien im Wohnungsbau der Nachkriegsmoderne und in die sozialen Konzepte, welche damals erprobt wurden, wie etwa das Wohnen für das Existenzminimum. Einmal, weil man daraus weiterhin Gültiges auch für Notunterkünfte und den Wohnungsbau von heute ableiten kann und zweitens, weil man die Fehler von damals nicht wiederholen sollte.

Derzeit ergehen allerorts neue Aufrufe für den Wohnungsbau. Das Bundesbauministerium hat zum ersten Mal seit vielen Jahrzehnten, und meines Erachtens zu Recht, hohe Beträge für die Erstellung von bezahlbarem Wohnraum in das Finanzbudget eingestellt. Damit geht ein immenser Bedarf an sozialer Infrastruktur und öffentlichen Einrichtungen einher und alles soll möglichst schnell geschehen.

Im Rückblick fühlt man sich an die Jahre der großen Wohnungsbauprojekte der „Neuen Heimat“ erinnert, aber die Produktionsbedingungen haben sich deutlich verändert. Dennoch darf dies nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass der Neubau selbst in einer wachsenden Metropole wie München lediglich ca. ein Prozent ausmacht. Die große Anstrengung muss also in den Bestandstrukturen erfolgen. Die zukünftige Stadt ist eigentlich schon da. Es geht deshalb um Umwandlung, Nachverdichtung und sinnvolles Ergänzen der bestehenden Stadt.

Die sich daraus ergebenden fachlichen Zusammenhänge sind eine Herausforderung für Städtebau und Denkmalpflege gleichermaßen und daraus könnte für beide Disziplinen eine Chance zur Erneuerung entstehen. Wenn es gelingt, die Kräfte und Fähigkeiten aus der jeweiligen Fachkompetenz zu verbinden, könnte gemeinsam der Einfluss auf die bevorstehende Transformation der Städte und damit ihrer denkmalrelevanten Bestände wachsen. Folgende Aspekte sind dabei besonders hervorzuheben:

- ▷ Der energetische Stadtumbau der Bestände muss als wertvolle Ressource und Ratgeber verstanden werden.
- ▷ Die sorgfältige Betrachtung des Bestandes ist als kreativer Impuls für das Entwerfen der Veränderung von Bauten und Stadträumen unverzichtbar.
- ▷ Der Maßstab und die Körnung des Bestandes muss in Wechselwirkung mit den zu entwickelnden Neubauten hinsichtlich der Proportionen berücksichtigt werden.
- ▷ Die Diskussion um ästhetische Werte muss hinsichtlich der immer kürzeren Halb-

wertszeiten mit dem Wissen geführt werden, dass rein ästhetische Gründe niemals zum Abriss oder als Begründung für grundlegende Änderungen herangezogen werden dürfen.

- ▷ Das Raumwissen, die Erinnerungs- und Gedächtniskultur als kulturelle Signifikanz eines Ortes und seiner Gestaltung – bezogen auf materielle, topografische, strukturelle Gegebenheiten des Ortes – muss in die Abwägung ebenso mit einbezogen werden, wie das Wissen um die immateriellen Werte.
- ▷ Baukultur darf als gemeinsames Anliegen auch dort eingefordert werden, wo es sich um „Alltagsbauten“ handelt.
- ▷ Partizipation und Vermittlung als gesellschaftlicher Prozess muss in beiden Disziplinen zur Qualitätsfindung etabliert werden.

Diese Themen sind keineswegs neu, werden leider aber noch allzu oft fallweise nur von einer der beiden Disziplinen eingefordert. Hier muss schlicht gelten: gemeinsam sind wir stärker! Es gilt jenseits der Objektbezogenheit der klassischen Denkmalpflege für die strukturellen Eigenheiten der Stadt über den bisherigen Ensemblebegriff hinaus Strategien zu entwickeln. Strategien, als deren Resultat mehr erhalten werden kann als bislang und in besserer Qualität!

Es sind nicht allein die spektakulären architektonischen und denkmalpflegerischen Objekte, an denen sich die Weiterentwicklung des Bestandes bewährt. Die Herausforderungen von Klimaschutz, Ökologie und demografischem Wandel müssen als städtebauliche und denkmalpflegerische Aufgaben begriffen werden, die der sorgfältigen Gestaltung bedürfen. Wir sollten diese Themen nicht allein den technologischen und rechtlichen Verfahrensführern überlassen, sondern sie uns gemeinsam zu Eigen machen. Gerade hier kann der Städtebau von den bisherigen Erfahrungen der Denkmalpflege profitieren, die in vielen Projekten bewiesen hat, wie Funktionalität, Form und Konstruktion als Einheit erhalten werden können.

Bei der anstehenden Sanierung des großen Bestandes der Moderne aus den 1960er und 1970er Jahren wird dies für das Gelingen von großer Bedeutung sein. Dies gilt in München beispielsweise für die Postbauten von Robert Vorhoelzer, ebenso wie für die Bauten von Josef Wiedemann bei der Alten Akademie, bei den Olympiabauten von Günther Behnisch oder etwa beim Hypohochhaus von Walther und Bea Beetz. Diese Bauten werden in ihrem städtebaulichen Kontext von ihren Eigentümern, der Bevölkerung und den Akteuren am Immobilienmarkt ganz unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert und erzeugen daher auf die Entscheider in Politik und Verwaltung enormen Druck, Teile des Ganzen preiszugeben. Dies will ich an drei Münchner Beispielen erläutern:

Während der Olympiapark mit seinen Bauten (vgl. Abb. 1), die im Übrigen allesamt Einzeldenkmäler sind, wertgeschätzt wird, fehlt das Verständnis für die vermeintlich



Abb. 1: München, Olympiapark; Foto: *M. Nagy*, Landeshauptstadt München.

weniger bedeutenden Bestandteile des Parks, etwa der Parkharfe, für den ursprünglichem Olympia S-Bahnhof sowie den Busbahnhof und viele andere Kleinbauten völlig. Die übergeordnete Einbindung im Sinne einer visuellen Integrität der gesamten Anlage bei der Beurteilung neuer Maßnahmen, wie etwa einer weiteren Eissporthalle oder einem Hotelprojekt, ist trotz Sichtfeldanalysen nur schwer vermittelbar. Durch einen Rahmenplan und ein Gestaltungshandbuch konnte in den letzten Jahren zumindest eine neue Betrachtungsweise etabliert werden. Fest steht: Allen, die mit dem Olympiapark betraut sind, gilt dieser in seiner Gänze als Weltkulturerbe, wenn auch ohne den entsprechenden Titel.

Die Alte Akademie im Herzen der Münchner Altstadt stellt ein Musterbeispiel des Wiederaufbaus dar, welches Neubau- und Rekonstruktionsauffassung der Zeit im Plan Karl Meitingers vereint (vgl. Abb. 2). Sie hat es als Ensemble vergleichsweise schwer, überhaupt als Denkmal akzeptiert zu werden, obwohl sie als Denkmal gelistet ist und der Stadtrat zur Sicherung des Gesamtkomplexes einen Bebauungsplan aufstellte. Die im Wiederaufbau rekonstruierte Fassade sollte erhalten werden, den so genannten Widemannbau wollten die Eigentümer abreißen. Wie so oft bei der Bausubstanz die-



Abb. 2: München, Alte Akademie, im Hintergrund links der Wiedemann-Bau;
Foto: M. Nagy, Landeshauptstadt München.

ser Zeitstellung fehlte es nicht an Gutachten, welche die Sanierbarkeit der Bausubstanz grundlegend in Frage stellen. Fast zwei Jahre vergingen, bis der neue Eigentümer (der Freistaat Bayern war der ursprüngliche Besitzer!) überzeugt werden konnte, dass die Alte Akademie auch in ihrer neuen Nutzungsperspektive als Einheit betrachtet werden muss. Dies gelang nur durch einen engen Schulterschluss der Behörden und der Einbeziehung der Öffentlichkeit. Das Verfahren läuft derzeit noch.

Das Hypo-Hochhaus wurde nach allen Regeln der Kunst erneuert und saniert, stellt aber sicherlich einen glücklichen Einzelfall dar. Hier war die Kontinuität von Eigentümer und Nutzer ausschlaggebend und die ursprünglichen Architekten konnten noch zu Rate gezogen werden.

Was passiert aber mit dem Bestand an Gebäuden, die sich dem leichten Zugang und der großen öffentlichen Wahrnehmung entziehen? Das Osram-Haus von Walter Henn (vgl. Abb. 3) stellt leider ein gemeinsames Scheitern dar, denn obwohl hier Denkmalpflege und Stadtplanung versuchten, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln den Erhalt einzufordern, sieht es derzeit danach aus, als müsste die Abrisserlaubnis erteilt werden. „Zu schlecht die Substanz“, „zu wenig geeignet für Nutzungsalternativen“ und



Abb. 3: München, Osram-Haus von Walter Henn; Foto: M. Nagy, Landeshauptstadt München.

„zu wenig Verständnis für die hervorragende räumliche und ästhetische Qualität des Baus“ (der sogar als Einzeldenkmal verzeichnet ist) sind die Totschlag-Argumente der Eigentümer.

Hier wäre auch der große Gebäudekomplex der Schwanthaler Höhe zu nennen, an dem Ernst Maria Lang beteiligt gewesen ist, der als „Koloss“ und „Betonburg“ in der öffentlichen Wahrnehmung kein großes Renommee genießt. Längst fällige Renovierungsarbeiten wurden hinausgezögert, und so konnten sich in der Tat „unwirtliche“ öffentliche Räume um diesen Komplex entwickeln. Ganz im Gegensatz übrigens zu seiner ursprünglichen Konzeption als „Offenes Stadtteilzentrum“.

Ähnliches gilt für eine ganze Reihe von Stadtteilzentren aus den 1970er Jahren und für Großsiedlungsstrukturen wie Neuperlach und Hasenbergel, um zwei Münchner Beispiele zu nennen. Gleiches manifestiert sich bundesweit in Großstädten mit ähnlichen Siedlungsstrukturen.⁸ Selbstverständlich sind diese Siedlungen nicht alle von hoher architektonischer oder städtebaulicher Qualität, aber dennoch lohnen sie den „zweiten“ Blick in Hinblick auf die oben genannten Aspekte. Wir wissen bisher nicht, wie wir in München die großartige Anlage von Neuperlach im Weiterbauen richtig behandeln, und wir können nicht warten, bis wir genügend Abstand haben, um zu Denkmalausweisungen zu kommen. Dennoch ist im Sinne des oben Postulierten ein sorgfältiger

8 Dazu auch W. Sonne/S. Hnilica, Gebaute Großprojekte der Moderne: Denkmal, Mahnmal, Hypothek, Ressource?, in: Forum Stadt 42 (1/2015), S. 21-38.

gemeinsamer Blick auf diese Siedlung, die ja fast eine eigene Stadt bildet, angebracht. Der Wert steckt sowohl in der Bausubstanz als in der materiellen Ressource, teilweise in den architektonischen Details, aber ebenso in den ihr zu Grunde liegenden Konzepten.

Die 1960er und 1970er Jahre waren eine Zeit wegweisender architektonischer und technischer Entwicklungen. Forschung im konkreten Bauen sowie gesellschaftliches Experimentieren mit neuen Lebensformen, die sich in einer Vielfalt von städtebaulichen Konzeptionen niederschlugen, lassen sich an und in den Gebäuden dieser Jahre erkennen. In diesem Sinne hat München gute Voraussetzungen für seine Zukunft an die Moderne anzuknüpfen. So wurden etwa in den vergangenen Jahrzehnten viele tragfähige Konzepte für den sozialen Wohnungsbau umgesetzt und Formen von genossenschaftlichem Wohnungsbau entwickelt, die Tradition und Innovation miteinander verbinden.

Diesen Tendenzen im Bezug auf die Weiterentwicklung der Bestände in Neuperlach nachzugehen, ist eine Frage, die sich lohnt. Dazu braucht es die Auseinandersetzung mit der Bürgerschaft in partizipativen Prozessen und das Sichtbarmachen von Qualitäten an konkreten Beispielen als eine aktive Schule des Sehens. Natürlich gilt es darüber hinaus, gestalterisch überzeugende Neubauten im bestehenden Kontext zu realisieren oder durch Bestandsumbau Ergänzungen zu entwickeln. Dies könnte einen gesellschaftskritischen Diskurs über die Weiterentwicklung der Moderne und ihrer Qualitäten unterstützen und damit die Akzeptanz von Denkmalpflege als Zukunftsdisziplin unterstützen.

Das Ineinander-Übergehen verschiedener gestalterischer Haltungen und Schulen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist fließend und bisher nicht ausreichend untersucht. Zwar wurden einige herausragende Einzelbauten unter Denkmalschutz gestellt, aber die Konkurrenz zu den traditionell akzeptierten Objekten aus anderen Epochen und die immer geringer werdenden Ressourcen der mit ihrem Schutz betrauten Behörden führen bis heute dazu, dass vieles verschwindet, noch bevor es in seinem wahren Wert erkannt und erfahren werden kann.

3. Transformation gemeinsam steuern

Der immer schneller werdende Rhythmus wechselnder Stile von der Postmoderne bis hin zum New Urbanism und die sich ebenso schnell wandelnden ästhetischen Haltungen tragen dazu bei, den Blick zu verwässern.⁹ Genauso ungünstig wirken sich die immer kürzer werdenden Zeitabschnitte, in denen sich Nutzeransprüche und technische Rahmenbedingungen verändern, auf den Erhalt des Bestandes aus. Die Herausfor-

9 W. Amsonet / W. Ollenik, *Zeitmaschine Architektur*, Essen 2008.

derungen des Klimawandels sind technisch und ökonomisch kaum umzusetzen, ohne der stark sanierungsbedürftigen, in die Jahre gekommenen Bausubstanz den Garaus zu machen. Fast immer geht das einher mit dem Verlust der gestalterischen Qualitäten, wenn nicht gleich mit einem vollständigen Abriss. Diese stark verkürzte Halbwertszeit der betroffenen Bauten schränkt die Möglichkeit, sich ihrer Werte bewusst zu werden, erheblich ein.

Die verschiedenen Entstehungsbedingungen und räumlichen Eigenheiten einer Stadt lassen sich anhand einer Fülle von widersprüchlichen Bildern erleben und stellen ihr historisches Gedächtnis dar, das es als Primärdokument zu bewahren gilt. Stadtplaner wie Denkmalpfleger betreuen die Stadt in ihrer Transformation und haben die Aufgabe, in diesem Prozess Kommunikation und Öffentlichkeit zu bewirken. Das Beibehalten von Strukturen und ihren Überformungen, die selbst in ihren Fragmenten noch lesbar bleiben, und die Dialektik zwischen neuerer und älterer Formensprache beleben als produktive Impulse den kontinuierlichen Wandel des europäischen Stadtbilds. Jede Generation hat die Freiheit und die Verantwortung, sich der Vergangenheit und der Zukunft immer wieder aufs Neue zu stellen. Viele europäische Städte haben wie München gerade erst damit begonnen, sich aufmerksam den 1950er, 1960er und 1970er Jahren zu widmen und zu erörtern, welche Merkmale und stadtgestalterischen Vorgaben von damals bewahrt werden sollen.

Wir stehen vor einer tiefgreifenden Transformation der Strukturen der Nachkriegsmoderne, ihrer Bauten und kompletter Ensembles. Hier sehe ich eine ganz aktuelle Aufgabe für das Weiterbauen in der bestehenden Stadt.

Für die Zukunft der Stadtentwicklung und Denkmalpflege müssen fachliche und rechtliche und vor allen Dingen gesellschaftliche Voraussetzungen geschaffen werden, damit dieser Transformationsprozess städtebauliche und architektonische Qualität erlangen kann. Gleichzeitig eröffnen uns diese Maßnahmen neue Potenziale, den aktuellen Anforderungen von Klimaanpassung, Verkehrsumbau etc. mit innovativen städtebaulichen Lösungen zu begegnen.

Bleibt die Frage nach den inneren Bildern und der emotionalen Seite für die Zukunft der Stadt. Leo von Klenze, ein genialer Importeur von Bildern, verstand es, diese auf neue Weise mit dem jeweiligen Ort zu verweben. Das Weiterentwickeln architektonischer Qualitäten der Moderne, die Widersprüchlichkeiten, die das 20. Jahrhundert den Städten als Aufgabe mitgegeben hat, ernst zu nehmen und ihrem Relief nachzuspüren und die Maßstäblichkeit der neuen Interventionen in den Kanon der existierenden Stadt einzupassen, könnte der richtige Weg sein. Die Zukunft der Denkmalpflege, des Städtebaus und der Stadtentwicklung als Disziplin liegt vielleicht weniger in den großen spektakulären architektonischen Highlights und städtebaulichen Setzungen als vielmehr in den vermeintlich bescheidenen Bauaufgaben einer Stadt, die dabei ist, sich von innen heraus zu erneuern.

Überholmanöver der Geschichte. Rem Koolhaas und die Apotheose des ungewollten Erbes

1. Und plötzlich diese Vergangenheit...

Unvermittelt und unerwartet – „suddenly“ – habe das Office for Metropolitan Architecture (OMA) entdeckt, dass es seit seinem Bestehen immer wieder im Themenfeld der Vergangenheit gearbeitet habe. Verfolgt und besessen, so hieß es im Einleitungstext der von OMA verantworteten, auf der 12. Architekturbiennale Venedig 2010 erstmals gezeigten Ausstellung *Cronocaos*, die im Anschluss in New York zu sehen war, sei man von der Vergangenheit allerdings von Anbeginn gewesen: „OMA and AMO have been obsessed, from the beginning, with the past.“¹ Und auch an anderer Stelle äußerte Koolhaas sich seither in vergleichbarer Art: „It was only when I started working on *Cronocaos* that I realized how consistently that has been a theme of our work. To some extent, I am a child of that mentality, but it took a different expression.“² Tatsächlich stellt es sich auch für den objektiven Betrachter so dar, dass die Beschäftigung mit historischer Bausubstanz ein kontinuierlich auftretender Aspekt im Werk von OMA ist. Dabei ging es nie in einem engeren Sinn um Denkmalpflege oder Erhaltungsfragen von Denkmälern oder städtischen Ensembles, sondern – kein an sich bemerkenswerter Aspekt für ein großes Architektur- und Planungsbüro, das überwiegend in gewachsenen städtischen Agglomerationsgebieten tätig ist – um eine projektbezogene Beschäftigung mit dem Bauen im Bestand und um die Probleme, die man im Umgang mit der vorhandenen Substanz hatte. Auf der Homepage von OMA werden unter der Rubrik „Preserva-

1 Einleitungstext der Ausstellung „Cronocaos“ auf der 12. Architekturbiennale Venedig 2010, zit. nach: R. Koolhaas, *Cronocaos*, in: *Log: observations on architecture and the contemporary city*, 21 (Winter 2011), S. 119-123, S. 119; vgl. auch R. Koolhaas, *Preservation is Overtaking Us*, in: *Future Anterior. Journal of Historic Preservation, History, Theory, and Criticism*, 1 (2004), H. 2, S. 1-3, sowie den Vortrag von Koolhaas 2011 in New York: <http://oma.eu/projects/venice-biennale-2010-cronocaos> [12.01.2016]. Co-Kurator bei OMA war Ippolito Pestellini Laparelli, auf die Frage nach der Autorschaft der einzelnen Teile der Ausstellung kann hier nicht näher eingegangen werden. Vgl. auch, ausführlicher: R. Koolhaas, *Preservation is overtaking us. With a supplement by Jorge Otero-Pailos*, New York 2014.

2 L. C. Szacka, *Translucent oppositions. OMA's proposal for the 1980 Venice Architecture Biennale*. Léa-Catherine Szacka in conversation with Rem Koolhaas and Stefano de Martino, in: *Oase. Journal for Architecture*, 94 (2015): OMA. *The First Decade*, S. 0-1; auch auf: www.oasejournal.nl/en/Issues/94/TranslucentOppositions [13.01.2016].

**Abb. 1:**

Rem Koolhaas und Elia Zenghelis (OMA), „non-facade“ in Paolo Portoghesi „Strada novissima“, Venedig 1980, aus: *G. Borsano* (s. A 4).

tion“ 27 Projekte geführt, die sich mit dem Weiterbauen, der Entwicklung oder Umnutzung überkommener Bausubstanz beschäftigen.

In seinen diversen Äußerungen zu *Cronocaos* nannte Koolhaas meist die Biennale in Venedig von 1980 als Referenz- und Ausgangspunkt. Seine und Elia Zenghelis' Teilnahme mit OMA war hingegen sicherlich auf Koolhaas' Publikation „Delirious New York. A Retroactive Manifesto of Manhattan“ zurückzuführen, in dem Koolhaas sich mit der Städtebaugeschichte von New York auseinandergesetzt hatte.³ In Anlehnung und Fortführung des Europäischen Denkmalschutzjahrs (1975) unter dem Motto „A Future for Our Past“ hatte Paolo Portoghesi als Direktor der neu eingeführten Architekturabteilung das Thema „The Presence of the Past“ ausgegeben und eine große Anzahl internationaler Architekten der Postmoderne gewinnen können, die sich in ihrem Werk dem „historical heritage as a whole“ widmeten.⁴ Neben Projekten von Venturi Rauch Scott Brown, Oswald Mathias Ungers, Aldo Rossi, Hans Hollein oder Ricardo Bofill waren auch Rem Koolhaas und Elia Zenghelis mit OMA auf dieser ersten Architekturbieniale in der Corderia vertreten und wurden sogar für die Gestaltung einer der 25 Fassaden-Simulationen in der „Strada Novissima“ eingeladen, hinter denen ausgewählte Projekte der jeweiligen Büros zu sehen waren (vgl. Abb. 1). Im Projekt der unverblümt gegen die Absicht Portoghesis operierenden „non-facade“, vor allem aber im

3 R. Koolhaas, *Delirious New York. A Retroactive Manifesto of Manhattan*, New York/Oxford 1978; deutsche Übersetzung unter dem Titel: *Delirious New York. Ein retroaktives Manifest für Manhattan*, Basel, 3. Aufl. 2006.

4 P. Portoghesi, *The End of Prohibitionism*, in: *The presence of the past. First International Exhibition of Architecture. The Corderia of the Arsenale. La Biennale di Venezia 1980. Architectural Section*, Ausstellungskatalog, hrsg. von G. Borsano (= *International Exhibition of Architecture 1, Venedig 1980*), London 1980, S. 9-13, S. 9; R. Koolhaas, *Our „New sobriety“*, in: ebda., S. 214-216.

Begleittext „Our New Sobriety“ propagierte Koolhaas einen kritischeren und komplexeren Umgang mit der Vergangenheit als jenen des formalen und äußerlichen Bezugs an einer Fassade. Ähnlich reklamierte er später auch ein breiteres Verständnis von Denkmalpflege für sich, verglichen mit den „begrenzten“ Konzeptionen der „lobby of authenticity, ancientness, and beauty“.⁵

Zu sehen waren hinter einem textilen Vorhang lediglich zwei Entwürfe: einer für die Erweiterung des niederländischen Parlamentsgebäudes, des Binnenhofs in Den Haag (1978), und ein weiterer für den Umbau des Panoptikums von Arnheim (1979-1981), beides im Planstadium verbliebene Eingriffe in einen jeweils dominanten historischen Bestand: „We didn't have a lot of work, and these were the two things that we were working on. By coincidence they both addressed the conversion of historical compound.“⁶ Der Binnenhof in Den Haag, ein Gebäudekomplex, der in Teilen bis auf das Mittelalter zurückgeht und um 1900 durch den damaligen Reichsbaumeister Daniël Knuttel restauriert worden war, bot für Koolhaas den Anlass, sich mit der historisierenden Restaurierung des 19. Jahrhunderts „à la Viollet-le-Duc“ auseinanderzusetzen – ein Thema, das in *Cronocaos* wiederkehren sollte. In einem Erläuterungstext zum Projekt des Binnenhofs schrieb er: „There is very little *medieval* medieval architecture left; the Binnenhof complex has become a catalog of medievalness.“⁷ Aus einem permanenten Umbau und der Anpassung sei ein „layering of real and imagined histories“ entstanden, so die durchaus zutreffende Analyse; das Ensemble bringe die unvermeidliche Frage nach seiner Authentizität auf. In Koolhaas' Lesart habe die historistische Architektur des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts in erster Linie Phantasieprodukte hervorgebracht, unter deren Simulationen von Vergangenheit Tradition und Vergangenheit litten, jede Erhaltungsmaßnahme sei schlussendlich doch Veränderung und Gestaltung: „each act of preservation embodies a revision, a distortion, even a redesign.“⁸ Die zu erhaltende und zu tradierende Geschichte des Binnenhofs sei laut Koolhaas die aneignende Nutzung eines ehemals feudalen Gebäudekomplexes durch demokratische Institutionen über einen langen Zeitraum hinweg. Koolhaas zielte demnach in Den Haag in erster Linie auf die Erhaltung und Sichtbarmachung der immateriellen Werte der Nutzungsgeschichte. Nur eine eindeutige, formal und strukturell nicht angepasste Architektur könne die geforderte kategorische Lesbarkeit dieser Tradition einlösen: „Only an architecture that is unapologetic about its modernity can preserve and articulate this

5 R. Koolhaas, Recent Work, in: *ders.*, Preservation is overtaking us (s. A 1), S. 8-17, S. 16.

6 L. C. Szacka (s. A 2).

7 R. Koolhaas, Final Push. Extension of the Dutch Parliament The Hague, Netherlands. Competition, 1978, in: R. Koolhaas/B. Mau, OMA, S,M,L,XL, hrsg. von J. Sigler, New York/Rotterdam 1995, S. 279-303, S. 283.

8 Ebda., S. 281.

**Abb. 2:**

Rem Koolhaas (OMA),
Erweiterung des niederländischen
Parlamentsgebäudes in
Den Haag, 1978, aus: S,M,L,XL
(s. A 7), S. 276 f.

tradition.“⁹ Der Entwurf geht daher auch nicht eben zimperlich mit der bestehenden Substanz um. Entkernung, Translozierung und Neubau sind die drei hauptsächlichen Zugriffsformen, von einer Wertschätzung des Historismus ist Koolhaas zu diesem Zeitpunkt weit entfernt (vgl. Abb. 2).

Mit der Ausstellung *Cronocoas* knüpfte er an diese ersten Überlegungen an und setzte die beiden prominentesten Protagonisten der denkmaltheoretischen Debatte des 19. Jahrhunderts, Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc und John Ruskin, als Antipoden eines bis heute andauernden Konflikts gegenüber: „Two conflicting ideologies continue to subject preservation to a systematic schizophrenia between RUIN and RESTORATION. Preservation needs a ‚unified field‘ theory to resolve the contradiction.“¹⁰ Abgesehen davon, dass die denkmaltheoretische Beschäftigung neben und seit den beiden genannten Positionen eine Vielzahl hier offensichtlich nicht rezipierter relevanter und gültiger theoretischer Überlegungen in zahlreichen Sprachen und Kulturkreisen hervorgebracht hat, trifft der Text durchaus ein Kernthema „der“ Denkmalpflege. Die Denkmaltheorie hat sich seit Ludovic Vitet, Victor Hugo, Prosper Mérimée und den anderen Mitgliedern des französischen Comité des arts et monuments immer wieder genau mit der Grauzone zwischen dem ungehinderten Altern und der Rückführung auf einen imaginären, als historisch angesehenen oder empfundenen Zustand beschäftigt. Denkmalpflegerisches und konservatorisches Handeln ist *per se* im Ausgleich der beiden Pole der authentischen Überlieferung und der Notwendigkeit des Handelns, ohne das die Überlieferung nicht längerfristig möglich ist, angesiedelt. Das Wissen um die Komplexität und unumgängliche Widersprüchlichkeit dieser Aufgabe ist dem denkmalpflegerischen Denken eingeschrieben. Koolhaas' Blick in die Geschichte der Denkmalpflege

9 Ebd., S. 287.

10 Ausstellungstext in „Cronocoas“, 2010.

ist lückenhaft, schematisch und in der Interpretation häufig auch falsch. Denn so unterschiedlich und konträr das jeweilige Vorgehen des philosophierenden Engländers und des reflektierenden und handelnden Franzosen auch gewesen sein mag, beide teilten die Überzeugung der Notwendigkeit des Nachdenkens und Handelns, aber eben auch das Wissen um die Fiktionalität jeglicher Restaurierung. Für die Erkenntnis, Denkmalpflege sei Teil der modernen Welt des 19. Jahrhunderts, nicht etwa ihr Konterpart, oder die Einsicht, dass jeder erhaltende Eingriff auch eine Gestaltung beinhalte, hätten wir *Cronocaos* also nicht bedurft. Schließlich evoziert die von Koolhaas gewünschte Einheitstheorie oder „Weltformel“ der Denkmalpflege eher ein Schreckensbild und ist der Komplexität des Themas nicht angemessen.

2. *Potenzielle Denkmale überall ...*

Im Vorwort von *Cronocaos* war zu lesen, dass die Architektenschaft sich nicht mit der Frage der Erhaltung auseinandergesetzt habe, ihr sogar ablehnend gegenüber stehe. An ihnen vorbei seien immer weitere Gebiete dem kulturellen Erbe zugeschlagen worden und seien dadurch nicht mehr veränderbar. Die von Koolhaas als Apotheose bezeichnete Zunahme des kulturellen Erbes sei problematisch, denn „cultural and natural heritage are overwhelming us“.¹¹ Dies gehe zu Lasten des Erbes selbst: „the proliferation of cultural heritage constitutes a risk of trivializing the heritage of all the nations of the world“.¹² Gehe man diesen Weg konsequent weiter, könne schlussendlich alles Denkmal werden: „In other words, everything we inhabit is potentially susceptible to preservation.“¹³ Man könnte Koolhaas' „wichtiger Entdeckung“ nun eine lange Reihe vergleichbarer Überlegungen an die Seite stellen, etwa die Willibald Sauerländers aus dem Jahr 1975, der die Gefahr sah, dass „bei weiterem quantitativem Fortschreiten der historischen Erkenntnis irgendwann einmal alles zum Denkmal würde – auch die Unarchitekturen, die man uns gegenwärtig in die Städte und Landschaften katapultiert.“ Sauerländer witterte einen „totalen Monumentalismus“, ein der „Apotheose“ wohl verwandtes Schreckgespenst.¹⁴ Bekanntlich aber hatte bereits Alois Riegl dies 1903 längst erkannt: „Nach modernen Begriffen darf sonach jede menschliche Tätigkeit und jedes menschliche Geschick, wovon uns Zeugnis oder Kunde erhalten ist, ohne Ausnahme historischen Wert beanspruchen: jedes historische Vorkommnis gilt uns im Grunde für

11 R. Koolhaas, *Cronocaos* (s. A 1), S. 119, und *OMA, Convention Concerning the Demolition of World Cultural Junk*, in: ebda., S. 121.

12 Ebda.

13 R. Koolhaas, *Recent Work* (s. A 7), S. 15.

14 Vgl. W. Sauerländer, *Erweiterung des Denkmalsbegriffs*, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 33 (1975), S. 117-130, bes. S. 118.

unersetzlich.“¹⁵ Dennoch könne nicht jedes dieser Vorkommnisse staatlichen Schutz beanspruchen. Denn es ist ja nicht etwa ein höheres Wesen, das einen Denkmalwert feststellt, sondern der Mensch selbst, der im Regelfall als Folge von und aus Sorge vor weiteren Verlusten Denkmale ausweist, um sie so besser schützen zu können. Insofern ist es nicht etwa eine „global task force of preservation“,¹⁶ die als eine Art Geheimsekte agiert, sondern es sind speziell ausgebildete Vertreter, die eine gesellschaftliche Wertschätzung mit ihrem Fachwissen begleiten, manchmal jene auch vorwegnehmen können, nicht selten ihr aber eben auch unerwartet hinterherarbeiten müssen. Auch hier hat Riegl den entscheidenden Schritt bereits gedacht: „Nicht den Werken selbst kraft ihrer ursprünglichen Bestimmung kommt Sinn und Bedeutung von Denkmalen zu, sondern wir moderne Subjekte sind es, die ihnen denselben unterlegen.“¹⁷

Koolhaas' unpräzise Terminologie, gerade bei der Verwendung der beiden Hauptbegriffe „preservation“ und „heritage“, macht es schwierig, eine genaue Position herauszulesen. Es fällt jedoch auf, dass er mit der apostrophierten „global task force of preservation“ nicht etwa denkmalpflegerisches Denken und Handeln ausgehend von Ruskin und Viollet-le-Duc meint, auf deren unterschiedliche Konzeptionen er ja zunächst rekurriert, sondern damit eigentlich auf das Problemfeld des Welterbes, wie es von der UNESCO vertreten wird, zielt.¹⁸ Der massiv zunehmende Tourismus, so Koolhaas, korreliere mit der Vergabe des UNESCO-Labels. Zudem gingen die Denkmaleintragungen mit Ausweisungen zunehmend größerer Kerngebiete einher sowie der Einrichtung von noch weiträumigeren Pufferzonen. Die in das Welterbe aufgenommene Rhätische Bahn in der Schweiz umfasse neben etwa 384 Kilometern Bahnlinie – tatsächlich sind es laut Bericht der Schweizerischen UNESCO-Kommission übrigens nur etwa 130 km – 109.537 Hektar für die Pufferzonen.¹⁹ Immer größere Gebiete würden so der Veränderung und Bautätigkeit durch die Architekten – „we who change the world“²⁰ – entzogen und würden so in einen radikalen Stillstand münden. Sowohl der Zusammenhang

15 A. Riegl, *Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung*. Wien/Leipzig 1903, S. 2.

16 Einleitender Ausstellungstext in *Cronocaos*, 2010.

17 A. Riegl (s. A 15), S. 7.

18 Ippolito Pestellini Laparelli äußerte sich direkt zu diesem Aspekt: „Part of the exhibition is indeed dedicated to UNESCO“; vgl. C. Piscopo, *The Future of History*. Interview with Ippolito Pestellini Laparelli, OMA, in: *Dromos. Periodical architectural book 2* (2012), *Monumenti/Monuments*, S. 86-89, hier S. 86. Und tatsächlich scheint die UNESCO auf diese Begriffsbildung zu reagieren: Die Generaldirektorin Irina Bokova und der italienische Außenminister Paolo Gentiloni kündigten am 15. Februar 2016 angesichts der massiven Zerstörungen des Welterbes in Krisengebieten unter Bezugnahme auf die Haager Konvention die Bildung einer „Task Force of cultural heritage experts“ an; vgl. www.whc.unesco.org/en/news/1436/ [20.02.2016].

19 Die genannten 384 km beziehen sich auf das gesamte Schienennetz der Rhätischen Bahn, nicht aber auf die zum Welterbe rechnenden Abschnitte der Berninabahn und der Albulalinie. Die in *Cronocaos* genannte Pufferzone entspricht in etwa der von der UNESCO angeführten.

20 Einleitender Ausstellungstext *Cronocaos*, 2010.

von Welterbe-Status und Tourismus als auch der Bedarf der Weiterentwicklung werden hingegen von allen Beteiligten anerkannt, wie gerade das Beispiel der Rhätischen Bahn zeigt. Denn in den offiziellen Verlautbarungen heißt es ganz unmissverständlich: „Neben dem infrastrukturellen und kulturhistorischen Wert kommt dem UNESCO-Welterbe auch eine touristische Bedeutung zu. [...] Dennoch sind Kulturlandschaften lebendig. Sie verändern sich im Laufe der Zeit. Auch in Zukunft wird es Veränderungen geben, sei dies an der Bahn oder in der Kulturlandschaft. Diese müssen jedoch so sorgfältig erfolgen, dass der aussergewöhnliche universelle Wert der ‚Rhätischen Bahn in der Landschaft Albula/Bernina‘ auch in Zukunft, z. B. in 25 Jahren, noch vollumfänglich vorhanden ist – grundsätzlich sind der Veränderung deshalb auch gewisse Grenzen gesetzt.“²¹ Koolhaas‘ festgestellter Stillstand wird also noch nicht einmal von den Hauptakteuren selbst propagiert, seine Kritik macht sich mit diesen und vielen weiteren Ungenauigkeiten unglaublich, und das, obwohl die Kriterien der UNESCO und ihr „Outstanding Universal Value“ – aber selbstverständlich auch die heikle Verbindung von Tourismus und Welterbe-Status – durchaus Anlass zu Kritik bieten.²² Stattdessen wird die Welterbe-Konvention in einer Gegen-Konvention durch AMO persifliert: Die „Convention Concerning the Demolition of World Cultural Junk“ hält sich in ihrer Struktur und bis in den Satzbau minutiös an ihr Vorbild, dreht aber jede Aussage spiegelbildlich in ihr Gegenteil. Aus „preservation“ und „protection“ werden „demolition“ und „destruction“, aus „heritage“ wird „junk“. Die hier auf die Spitze des Absurden getriebene Umkehrung des Erhaltungsgedankens ist ebenfalls nicht neu in Koolhaas‘ Denken; schon in den 1980er Jahren betonte er die Gestaltungsebene der Zerstörung: „Wichtiger als die Gestaltung unserer Städte ist heute und in naher Zukunft die Gestaltung ihres Zerfalls.“²³ In seinem Wettbewerbsbeitrag für La Défense und dessen Begleittext „Tabula Rasa Revisited“ geriet sie ihm sogar zum grundlegenden Konzept: „This is la Défense, the office-city that nobody really likes but that has one undeniable virtue [...] Its presence has saved Paris; each ‚eyesore‘ realized *there* has prevented an invasion of the center. [...] How many of these buildings deserve eternal life? This question is essentially forbidden in Europe, where urban context is assumed to be something that should be preserved and respected, not destroyed. [...] What would happen if, even in Europe –

21 Verein UNESCO Welterbe RhB. *Fachausschuss Kulturlandschaft* (Hrsg.), *Wegleitung für das qualitätsvolle Planen und Bauen im UNESCO-Perimeter*, 2013, S. 7, 8; zit. nach: www.rhb.ch/fileadmin/user_upload/redaktion/Ueber_die_RhB/UNESCO%20Welterbe/Dokumente/Verein%20Welterbe%20RhB/Wegleitung_fuer_das_qualitaetsvolle_Planen_und_Bauen.pdf [20.02.2016].

22 Vgl. hierzu J. Jokilehto, *The World Heritage List. What is OUV? Defining the Outstanding Universal Value of Cultural World Heritage Properties*, hrsg. von ICOMOS, Berlin 2008 (= *Monuments and Sites 16*); vgl. auch die Aussagen des Mitkurators von OMA, Ippolito Pestellini Laparelli, in: C. Piscopo (s. A 18), S. 86.

23 R. Koolhaas, *Die Illusion der Architektur*, in: Arch+ 86 (1986), S. 40.

especially in Europe – we declare every building in the entire zone that is older than 25 years worthless – null and void – or at least potentially removable? [...] We would preserve buildings of merit, or buildings of sentimental value – Nanterre, a very beautiful courthouse, a park, a station – and of course we would keep the Grande Arche, the CNIT, and the Tour Fiat as a kind of 20th century acropolis.“²⁴

Koolhaas ist hier von der klassischen Wertefrage der Denkmalpflege nicht einmal weit entfernt. Denn auch wenn er eine maximale große Fläche für die Neubebauung erzielen möchte, inventarisiert, analysiert und bewertet er vor dem Hintergrund eines möglichen Erhalts architektonischer oder städtebaulicher Denkmale des 20. Jahrhunderts zum Beispiel von André Wogenscky oder Jacques Sgard. Ging es um Denkmalwerte, Geschmacksfragen oder sogar Ideologien, als der Berliner Palast der Republik abgerissen wurde, war es: „Bad taste or bad ideology?“²⁵

3. Mittelmaß und Gewöhnlichkeit als Erbe

Cronocaos entwickelt an keiner Stelle jene intellektuelle Schärfe und Konsequenz der früheren Überlegungen Koolhaas' und verursacht auch nicht jene Verstörung, wie sie für seine Schriften zumindest bis zum Erscheinen von *S,M,L,XL* charakteristisch war. Es ist aus diesem Grund interessanter zu fragen, woher sein Interesse an der Frage des architektonischen und kulturellen Erbes kommt und an welchen Themen es sich entwickelte.

Lange vor der ersten Ausstellung in Venedig hatte ein Aufenthalt in Berlin Koolhaas' späteren Umgang mit den städtischen Hinterlassenschaften und Zuständen geprägt. Im Sommer 1971 reiste er für sein Projekt „The Berlin Wall as Architecture“ in die geteilte Stadt und untersuchte das noch junge Bauwerk und sein Territorium, das ihn in seiner Absurdität und Eindeutigkeit der Zweiteilung und wegen seiner boshaften Vehemenz faszinierte (vgl. Abb. 3).²⁶ Die Rebellion gegen die Architectural Association (AA) und ihre Lehrer war doppelter Art: Es war nicht alleine ein politischer Affront, ausgerechnet die räumliche Manifestation der Teilung Berlins als Architektur zu deklarieren. Vor allem war die Mauer in der Interpretation Koolhaas' ein räumlich-gliederndes Element, das sich auf nahezu alle Vorgaben seiner Lehrer beziehen ließ. Es war soziales Ereignis und „charged void“ in einem, wenn auch jeweils nicht ganz im Sinne von

24 R. Koolhaas, *Tabula Rasa Revisited* [1991], in: *S,M,L,XL* (s. A 7), S. 1090-1135, S. 1105; vgl. auch den vermutlich für den Wettbewerb 1991 verfassten, teilweise gleichlautenden Fließtext auf S. 1128 u. S. 1132.

25 Ausstellungstext *Cronocaos*, 2010.

26 Vgl. F. Neumeier, *OMA's Berlin. The Polemic Island in the City*, in: *Assemblage. A critical journal of architecture and design culture*, 11. April 1990, S. 36-53; R. Koolhaas, *Field Trip. A(A) Memoir (First and Last ...)*, in: *ders.*, *S,M,L,XL* (s. A 7), S. 214-232; R. Koolhaas/N. Kuhnert/A. L. Ngo, Editorial: „Durch London lernte ich Lagos verstehen“, in: *Arch+ 209* (2012), *Kapital(e) London*, S. 10-13.



Abb. 3:
Rem Koolhaas,
The Berlin Wall as Architecture,
1972, aus: S,M,L,XL (s. A 7), S. 212 f.

Peter Cook oder Alison und Peter Smithson, die ihre Haltung nur wenige Jahre zuvor in jeweils wegweisenden Publikationen niedergelegt hatten.²⁷ Zudem war die Mauer unzweifelhaft eine jener zahllosen an der AA propagierten Megastrukturen. Die Berlin-Reise nahm Koolhaas' spätere Vorgehensweise vorweg, eine vorgefundene Situation nahezu unvoreingenommen zum Ausgangspunkt eines Reflexions- und Entwurfsprozesses zu nehmen. „The Berlin Wall as Architecture“ war insofern nicht reine Opposition, sondern extreme Aneignung fremder Methodiken und deren Anwendung entgegen ihrer eigentlichen Ausrichtung – eine Art feindliche Übernahme. Man könnte vor diesem Hintergrund die Aneignung denkmalpflegerischer Handlungsfelder durchaus als erneute Zuflucht ins fremde Territorium interpretieren.

Knapp 15 Jahre später benannte Koolhaas die unvoreingenommene, also wissenschaftliche Erfassung tatsächlich als „Methode“ von OMA: „If there is a method in this work, it is the method of systematic *idealization* – a systematic overestimation of what exists, a bombardement of speculation that invests even the most mediocre aspects with retroactive conceptual and ideological charge.“²⁸ Das „Vorhandene“ müsse zunächst in einem „most clinical inventory of the actual conditions of each site, no matter how uninspiring“, erfasst werden.²⁹ Die Erfassung aber führt Koolhaas zur „gewöhnlichen

27 Vgl. P. Cook, *Architecture: Action and Plan*, London 1967; A. Smithson (Hrsg.), *TEAM 10 primer*, Cambridge, Massachusetts/London 1968.

28 Vgl. hierzu R. Koolhaas, *The Terrifying Beauty of the Twentieth Century*, beide aus dem Jahr 1985, in: *ders.*, S,M,L,XL (s. A 7), S. 198-209, S. 208. Komplementär hierzu: *ders.*, *Imagining Nothingness*, ebda. S. 198-203. Vgl. hierzu auch ähnliche Versionen der beiden Texte: R. Koolhaas, [ohne Titel, Questionnaire 1], in: *Zone 1/2* (1986), *The Contemporary City*, hrsg. von M. Feher/S. Kwinter, S. 448-451, S. 449; *ders.*, *Die Erschreckende Schönheit des 20. Jahrhunderts*. Rem Koolhaas im Gespräch mit Patrice Goulet u. Nikolaus Kuhnert, in: *Arch+ 86* (1986), S. 34-43; A. Schnell, *Return from the Future. The Concept of Retroactivity*, in: *Oase. Journal for Architecture*, 94 (2015), S. 30-40.

29 R. Koolhaas, *Terrifying Beauty* (s. A 28), S. 208; vgl. auch R. Koolhaas, in: *La deuxième chance de l'architecture moderne...* Patrice Goulet im Gespräch mit Rem Koolhaas, in: *L'Architecture d'au-*

Stadt“, der „Generic City“ – deren deutsche Übersetzung als „Stadt ohne Eigenschaften“ mit ihrer Anspielung auf Musil eine unpassende literarische Bedeutungsüberhöhung erfährt, denn schließlich geht es Koolhaas um das eigenschaftslose Mittelmaß. Bedeutung erlangt das Gewöhnliche schließlich durch die Konfrontation mit dem Neuen. In *Cronocaos* wird der Denkmalpflege vorgehalten, sie habe keine Konzepte für das Alltägliche und Gewöhnliche entwickelt, sondern fokussiere ausschließlich auf das Besondere und Außergewöhnliche, das sich dadurch endlos ausbreite und gegenseitig entwerte: „Preservation’s continuing emphasis on the exceptional – that which deserves preservation – creates its own distortion. The exceptional becomes the norm. There are no ideas for preserving the mediocre, the generic.“³⁰

Auch diese Einschätzung ist nicht ansatzweise haltbar, denn noch im 19. Jahrhundert machte sich beispielsweise Johann Rudolf Rahn Gedanken, die einfacheren städtischen und ländlichen Bauten in den Denkmalbegriff einzuschließen, weil die Schweiz „arm an höheren Werken der bildenden Kunst“ gewesen sei und damit in Koolhaas Typologie gewissermaßen eine „generische Kulturlandschaft“.³¹ Die Erkenntnis, dass das Gewöhnliche „trotz seiner Dürftigkeit“ (Alois Riegl) auch aussagekräftig sei, wuchs Ende des 19. Jahrhunderts mit der vergleichsweise nüchternen, zunehmend wissenschaftlichen Betrachtung des Vorhandenen und der Frage nach dessen Bedeutungszusammenhängen und Werten.³² Nur knapp 25 Jahre später konnte Cornelius Gurlitt auf den Wert des „Typische[n], häufig Vorkommende[n], Schlichte[n]“ hinweisen, das „neben dem Einzigartigen, Hervorragenden eingehende Berücksichtigung“ in der Denkmalpflege finden müsse.³³

Nun widerspricht außerdem eine Sequenz aus Koolhaas’ bereits genanntem, deutlich älterem Artikel „Tabula Rasa Revisited“ seinem eigenen Vorwurf, Erhaltungsfragen würden immer nur am Außergewöhnlichen diskutiert. Hier äußerte er sich nahezu gegenteilig, das Bestehende würde in Europa immer als historisch aufgefasst und sei allein aus diesem Grund des Alters erhaltenswert – und das, obwohl zeitgenössische Bauten nur auf zwanzig bis dreißig Jahre ausgelegt seien: „The existing is, in Europe, an ambiguous condition. Because Europe is the Old World, the ‚continent of history‘, there is an unspoken assumption that all its substance – even the most mediocre – is his-

jourd’hui, 238 (1985), S. 2-9, S. 6.

30 R. Koolhaas/O.M.A., zit. nach: www.oma.eu/news/cronocaos-omas-exhibition-on-preservation-opens-in-new-york [06.03.2016].

31 J. R. Rahn, *Geschichte der Bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters*, Zürich 1876, Vorrede S. V f.

32 A. Riegl (s. A 15), S. 3.

33 C. Gurlitt, Thesen über die Inventarisierung der Denkmäler, in: 1. Tag für Denkmalpflege, Dresden 24. u. 25. September 1900. *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine* 48 (1900), H. 12, S. 207-208.

toric, and *therefore* has a right to permanence.“³⁴ Der extremen Unterschutzstellungspraxis stehe, jetzt wieder aus *Cronocoas* zitiert, der zunehmende Abriss von Gebäuden aus der Nachkriegszeit, insbesondere solcher, die einen sozialen Anspruch verfolgt hätten, gegenüber.³⁵ Auflösbar sind diese Widersprüche nicht – schon gar nicht durch die zeitliche Distanz zwischen den beiden Positionen.³⁶ 2010 war die UNESCO Hauptadressatin von *Cronocoas*, nicht aber „Europa“ als der Gemeinschaft einer ubiquitären Historizität, wie „Tabula Rasa Revisited“ es uns nahelegt. 1991 war es Koolhaas hingegen um die Feststellung, dass moderne Architektur nach einer Generation ökonomisch abgeschrieben sei und auch materiell erneuert werden müsse, gegangen: „Yet the average contemporary building has a paradoxically short life expectancy. It is built of materials unsuited for eternity.“³⁷ In *Cronocoas* wird dieser Aspekt wieder aufgegriffen, jedoch anders bewertet. Koolhaas verspürt angesichts der tatsächlich vorhandenen Abrisswelle moderner Architektur seiner Eltern- und Studiengeneration offensichtlich Verlustängste – und bekennt sich damit zu einem der wichtigsten Topoi und Hauptmotoren denkmalpflegerischen Denkens und Handelns, der uns schon seit der Renaissance überliefert ist.³⁸ Schlussendlich fragt *Cronocoas* auch nach dem Denkmalwert unserer Gegenwartsmoderne, als ob es um dessen Identifikation in einem Wimmelbild ginge: „Europe, 1991: Where’s Wally? What, out of this generic ur-soup, deserves eternal life?“³⁹

4. Die überholte Gegenwart

Koolhaas’ objektbezogenes Denken kreist um die Fragen nach der Präsenz und dem Imaginationspotenzial des Vorgefundenen auf der einen, des Verschwindenden oder bereits Verschwundenen auf der anderen Seite. In „Delirious New York“ beispielsweise thematisiert er die Relation zwischen Idee und Substanz, indem er auch nach dem Verlust der Architektur den Erhalt ihrer Idee für möglich hält und in einem weiteren Denkschritt sogar die substantielle Zerstörung als Garant für den Erhalt und das Weiterleben der Idee interpretiert. Aus denkmalpflegerischer Sicht mag eine solche Aussage

34 R. Koolhaas, *Tabula Rasa Revisited* (s. A 24), S. 1090-1135, S. 1128.

35 Vgl. C. Piscopo (s. A 18), S. 87; vgl. zu der Fehleinschätzung von OMA bezüglich der untätigen Denkmalpflege auch J. Otero-Pailos, *Supplement to OMA’s Preservation Manifesto*, in: R. Koolhaas, *Preservation is overtaking us* (s. A 1), S. 80-100, S. 84.

36 Vgl. zu einer Kritik Koolhaas’ auch J. Otero-Pailos (s. A 35), S. 84 f.

37 R. Koolhaas, *Tabula Rasa Revisited* (s. A 24), S. 1090-1135, S. 1128.

38 Vgl. den um 1520 verfassten Text (sog. „Raffaelbrief“) in: G. Germann, *Einführung in die Geschichte der Architekturtheorie*, Darmstadt (2. Aufl.) 1987, S. 94 ff. Hierzu außerdem korrigierend: G. Germann, *Raffaels „Denkmalpflegebrief“*, in: V. Hoffmann/J. Schweizer/W. Wolters (Hrsg.), *Die „Denkmalpflege“ vor der Denkmalpflege. Akten des Berner Denkmalpflegekongresses 1999*, Bern u.a. 2005 (= *Neue Berner Schriften zur Kunst* 8), S. 267-286.

39 „Where’s Wally“ ist eine Serie von „Wimmelbüchern“ des britischen Illustrators Martin Handford.

zunächst unangemessen erscheinen, bei genauerem Hinsehen aber erweist sie sich als durchaus richtig.⁴⁰

In der denkmalpflegerischen Debatte geht es innerhalb des Antagonismus‘ von „Substanz“ und „Idee“ zumeist um die Konfrontation von „authentischer“, also weitestgehend originaler bauzeitlicher oder aber im Laufe der Zeit allmählich veränderter historischer Substanz mitsamt ihrer Urkundenfunktion und der Rekonstruktion der Form mit Hilfe neuer Substanz, sei es auch manchmal unter Zuhilfenahme originaler Fragmente. Ein damit verknüpfter Aspekt betrifft die Frage nach der Rückführung der bildbezogenen Wirkung von Bauten in den Stadt-, Landschafts- oder auch Innenraum. Von der Bildwirkung getrennte funktionale Aspekte spielen in dieser Debatte im Regelfall verständlicherweise keine größere Rolle, da unsere zeitgenössischen Erfordernisse in „alten“, rekonstruierten Formen und Typologien zumeist nur schlecht unterzubringen sind – ein Reibungsfeld, das ja bekanntlich auch die praktische Denkmalpflege häufig genug am Denkmal zu lösen hat.

Die Aussage von Koolhaas, die Erhaltung der Idee sei durch die Zerstörung der Substanz nicht nur möglich, sondern diese fördere jene sogar, verweist auf das utopische Potenzial des Abwesenden, das sich nicht oder nicht mehr in der Wirklichkeit beweisen muss und seine Wirkung allein durch die Visualisierung und Beschreibung der Idee evozieren kann. Man könnte dies an zahlreichen Beispielen verifizieren, so an Mies‘ Glashochhaus an der Friedrichstraße, an Koolhaas‘ eigenem Entwurf für das ZKM in Karlsruhe oder auch am neuen Berliner „Schloss“, dessen Konfliktpotential sich mangels utopischer Qualitäten wohl auf praktische Ebenen verlagern wird. Spätestens mit *Cronochoas* ist Koolhaas jedoch ebenfalls bei der Substanzfrage angekommen, so wenn er die vielfach entkernten Gebäude auf dem Campus von Harvard beklagt oder aber Erhaltung von historischer Substanz als ästhetisches Feigenblatt oder sogar als Lüge kennzeichnet, der schon 1968 geäußerten scharfen Kritik Jean Baudrillards sehr vergleichbar.⁴¹

Alles in allem dominiert in Koolhaas‘ Überlegungen zum Thema ein kritischer und skeptischer Tonfall, den es jenseits der zahlreichen Übertreibungen oder Ungenauigkeiten Ernst zu nehmen gilt, zum Beispiel, wenn es ihm um die Frage nach einer möglichen Entwertung unserer Denkmale durch die digitalen Medien geht: „Does the splendour of virtual *afterlife* diminish the value of the ruin? The instability of digital storage superimposes a new level of anxiety on already fragile cultural stock [...]“.⁴² Schlussendlich scheint sich Koolhaas im Streit zwischen Ruine und Rekonstruktion also doch noch positionieren zu wollen, wenn er nach dem Wert des Verfalls fragt, und damit an Alois

40 R. Koolhaas, *Delirious New York* (s. A 3), S. 111.

41 J. Baudrillard, *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen* [1968], Frankfurt a. M. 2007, S. 101 f.

42 Ausstellungstext *Cronochoas*, 2010.

Riegls Alterswert rührt, wohl ohne ihn zu kennen: „If dilapidation of a structure is itself an effect of history, its qualities are possibly as meaningful as the museum’s artifacts.“⁴³

Koolhaas hatte 2004 in der Denkmalpflege-Zeitschrift „Future Anterior“ jenes Szenario entwickelt, die Zeitspanne zwischen Erbauung und Unterschutzstellung würde immer kleiner werden und schließlich verschwinden, „the shrinking gap between the present and the date of buildings deemed preservable“.⁴⁴ Diese Feststellung führte Koolhaas zu der metaphorischen Formulierung: „Preservation is overtaking us.“⁴⁵ 1818 habe der Abstand noch 2.000 Jahre betragen, 1900 seien es nur noch 200 Jahre, in den 1960ern habe er noch 20 Jahre betragen, demnächst müsste man nun bereits vor Baubeginn entscheiden, was für die Nachwelt errichtet werde: „Maybe we can be the first to actually experience the moment that preservation is no longer a retroactive activity but becomes a prospective activity. This makes perfect sense because it is clear that we built so much mediocrity that it is literally threatening our lives. Therefore, we will have to decide in advance what we are going to build for posterity sooner or later.“⁴⁶

Diese Überlegung wiederum entspräche in etwa Riegls „gewollten Denkmalen“, ist also in der Denkmaltheorie ebenfalls hinreichend bekannt und benannt. Weder die Daten und Zahlen noch ihr Verhältnis zueinander sind zwar richtig ermittelt,⁴⁷ Koolhaas‘ Aussage resultiert *de facto* aber auch aus dem Gefühl der eigenen Langsamkeit gegenüber einer schneller gewordenen Denkmalpflege: Nur vier Jahre nach ihrer Fertigstellung war seine Maison Lemoine in Floirac bei Bordeaux 2002 in den Inventaire supplémentaire des monuments historiques aufgenommen worden, sollte damit aber dennoch nicht „festgeschrieben“ werden.⁴⁸ Mit der Unterschutzstellung überholte die Rezeption und Bewertung des Werks die Selbstwahrnehmung des Architekten und dieser sah sich plötzlich aufgefordert, über die Erinnerungsfunktion der eigenen Bauten nachzudenken: „We are trying to find what the future of our memory will look like.“⁴⁹ Und er führte weiter aus: „Heritage is our future, behind us or in front of us.“⁵⁰ Koolhaas spricht damit

43 Ebda.

44 R. Koolhaas, *Preservation is Overtaking Us*, (s. A 1), einleitende Tafel 1.

45 Ebda., S. 2.

46 Ebda., sowie: R. Koolhaas, *Recent Work* (s. A 5), S. 15.

47 Um 1820 war längst das Mittelalter in den Fokus der Erhaltungsmaßnahmen gerückt, Arcisse de Caumont nannte keinerlei Zeitgrenze bei seiner Konzeption der Denkmalerfassung und ging mit der Möglichkeit der Behandlung durchaus bis an seine Generation heran, und selbst der eher restriktive Schinkel propagierte die Unterschutzstellung bereits bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.

48 „Cette maison expérimentale n’a pas été conçue pour rester figée et est appelée à évoluer en fonction des nouveaux besoins des habitants.“ Vgl. die Kurzfassung der Denkmalbegündung der DRAC Aquitaine: www.aquitaine.culture.gouv.fr/notices/de1ef6141957602eb5d5269d453bf0e3 [06.03.2016] – die Unterschutzstellung erfolgte also nach vier Jahren, nicht etwa „the moment it was finished“ wie Koolhaas in New York zum Besten gab, vgl. den Vortrag von R. Koolhaas (s. A 1), 2011 in New York

49 Koolhaas in NY, zit. nach www.oma.eu/news/cronocaos-at-the-new-museum [06.03.2016].

50 Ebda.

einen Punkt an, um den sich denkmalpflegerisches Denken im Regelfall tatsächlich nicht bemühen will: Denkmalpflege war nie eine rein retrospektive Tätigkeit, sondern immer auch eine zukunftsorientierte. Kulturelles Erbe anzutreten, heißt dieses zu bewerten und dadurch in die Zukunft weiterzureichen. Nur so sind Alois Riegls „ungewollte Denkmale“ zu verstehen, und bezeichnenderweise greift Koolhaas genau diesen Aspekt auf: „For me the most compelling cases of heritage is involuntary heritage.“⁵¹ Denkmalpflegerisches Erben heißt daher in erster Linie Vererben durch Erkennen. Wir kommen also nicht umhin, uns tatsächlich Gedanken zu machen, wie die Zukunft unserer Erinnerung aussehen wird. Eine Sequenz aus Martin Heideggers berühmter Vorlesung über Hölderlins Hymne „Andenken“ mag Koolhaas' Überholvorgang der Denkmalpflege in ein allgemeineres Nachdenken über das erinnernde Vererben erweitern:

„Wenn wir dem Erinnerten ganz sein Wesen lassen und sein Walten nirgends stören, dann erfahren wir, wie das Erinnerte bei seiner Wiederkehr gar nicht in der Gegenwart halt macht, um hier als Vergegenwärtigtes nur ein Ersatz für das Vergangene zu sein. Das Erinnerte schwingt sich über unsere Gegenwart hinweg und steht plötzlich in der Zukunft. Es kommt auf uns zu und ist noch irgendwie unerfüllt, ein ungehobener Schatz, obzwar es, als Vergangenes berechnet, sonst doch zum Abgeschlossenen und Unabänderlichen gerechnet wird.“⁵²

Koolhaas' Problem könnte demnach auch darin bestehen, das der Vergangenheit angehörende Werk als Erinnerung in der Gegenwart noch nicht annehmen zu können, diese aber bereits in der Zukunft stehen zu sehen. Seine Situation resultiert aus dem Selbstbild des Architekten, der zwar den „starchitect“ bereits selbst zu Grabe getragen hat, die Denkmalpflege in ihrem poetischen Gehalt des Andenkens jedoch noch nicht recht zu fassen weiß. Für ihn und sein Büro ist die Denkmalpflege bislang nur eine Art Zufluchtsstätte, „preservation is, for us, a type of refuge“.⁵³

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“, endet Hölderlins Hymne „Andenken“.⁵⁴ Es ist der Denkmalpflegetheorie zu verdanken, dass es nicht mehr der auserwählte Einzelne ist, sondern im Grundsatz jeder Einzelne, nicht mehr „allein die Gebildeten [...] sondern auch die Massen“, die von den Denkmälern betroffen sind und denen sie die Möglichkeit der Erinnerung verdanken.⁵⁵ Schließlich ist es die Gesellschaft, die im Wissen um die Endlichkeit der Denkmale das Erinnern gewährleistet. Weniger poetisch muss es dabei nicht zugehen.

51 Ebda.

52 M. Heidegger, Hölderlins Hymne „Andenken“. Gesamtausgabe II. Abteilung: Vorlesungen 1925-1944, Bd. 52, Frankfurt a. M. 1982, S. 54.

53 R. Koolhaas, Paul S. Byard Memorial Lecture, in: *ders.*, Preservation is overtaking us (s. A 1), S. 22.

54 F. Hölderlin, Andenken, in: *ders.*, Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. von M. Knaupp, Bd. 1, München 1992, S. 475.

55 A. Riegl (s. A 17), S. 9.

Das Denkmal als Ressource? Über Sinn und Zweck der Denkmalpflege

1. Ein neues Paradigma?

Die Frage, was das kulturelle Erbe als Ressource auszeichnet und was der Begriff für den Umgang mit Denkmälern bedeuten kann, klingt erst einmal pragmatisch. Doch ist sie letztlich nichts anderes als die Sinn- und Existenzfrage der Denkmalpflege – neu gestellt: Wozu machen wir im 21. Jahrhundert, in dem das (eigentlich alte) Thema der Ressourcenökonomie nun massiv in den Vordergrund getreten ist, noch Denkmalpflege? Eine Vortragsreihe der Universität Bern mit dem Titel „Baudenkmale – MEHRwert. Das bauliche Erbe als Ressource“ bot Gelegenheit, der Frage genauer nachzugehen.¹ In Fortführung der damals diskutierten Gedanken will ich eine Art Begriffs- und Diskursanalyse zum Stand der Dinge unternehmen und versuchen, einige Argumente und Handlungsperspektiven abzuleiten.

Mit dem aktuellen Verständnis vom Kulturerbe als einer Ressource deutet sich ein Wandel im Denkmalschutz an, der sich auch als Agenda formulieren lässt: Müssen wir die engen Grenzen einer gealterten Disziplin nicht überwinden und die Denkmalpflege, diese von einer notwendigerweise selektiven, tendenziell elitären Wertehierarchie geprägte Institution, öffnen, hinaus auf das viel größere Feld, das man heute „nachhaltige Baukultur“ nennt? Sollten wir unsere Sorge um das Edle und historisch Bedeutsame nicht aufgehen lassen in einem umfassenden Bestandsmanagement, das sich an bauökologischen Erfordernissen orientiert? Das scheint entwicklungsgeschichtlich folgerichtig, wenn wir an die Aufweitungen und Ausdifferenzierungen des Denkmalbegriffs im 20. Jahrhundert denken, die auch eine „Demokratisierung“ der Denkmalgattungen bedeuteten. Und eine solche Öffnung klingt auch aktuell verlockend, weil das Fachgebiet damit wieder an die Front gesellschaftspolitischer Themen anschließen könnte.

Die Denkmalpflege ist bereits weit in diese Richtung gegangen. In den letzten 150 Jahren verläuft die Entwicklungslinie von der „Pflege der Alterthümer“ hin zu einer reflek-

1 FORUM Denkmalpflege. Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern, 2014/15. Für die Einladung zum Vortrag am 27.02.2015 danke ich Marion Wohlleben. Ein kürzerer Text zum Thema erscheint in: *Eidgenössisches Finanzdepartement, Bundesamt für Bauten und Logistik* (Hrsg.), Bern, Bundeshaus Ost. Umbau und Sanierung, Bern 2016 (im Druck).

tierten Kulturraumplanung. Anstelle eines ästhetisch vermittelten Alterswertes (Riegl) oder Nationalgefühls (Dehio) ist es zunehmend die Verkörperung einer in Raum und Zeit differenzierten Vielfalt von Kulturentwürfen und Lebensformen, die den Wert und die Wertschätzung historischer Kulturzeugnisse begründet.² In diesem Sinn erschien mir die Denkmalpflege schließlich als eine Art kultureller Ökologie, ein schönes und optimistisches Leitbild, das den Wert der Erinnerung nicht bezweifelt, diese aber in einem zukunftsorientierten Konzept der Vorsorge verankert.³

In ähnlicher Richtung war an der ETH Zürich das Konzept der Nachhaltigkeit, das 1987 durch einen Report der UNO ins Bewusstsein gerückt worden war, früh als ein Grundprinzip der Denkmalpflege benannt und erforscht worden. Der Tagungsband „Nachhaltigkeit und Denkmalpflege“⁴ wurde wegweisend für eine Thematik, die bald Architektur und Denkmalpflege in einer gemeinsamen Richtung verband. Dabei wurden die Argumente interessanterweise oft mit vertauschten Rollen vorgetragen. Während einzelne Architekten kulturell und ästhetisch argumentierten – im Sinne einer wertkonservativen Kultur der Dauerhaftigkeit⁵ –, führten gerade Denkmalpfleger/innen zunehmend ökonomisch-ökologische Gründe ins Feld.⁶ Der Umbau alter Bausubstanz sei hinsichtlich der Stoff-Flüsse und des Energieverbrauchs langfristig allen bislang erreichten Formen ökologischen Bauens überlegen. Das war gut belegt – aber was war das Ziel? Wurde hier aus der Denkmalpflege heraus ein weit fachübergreifender Beitrag geleistet? Oder folgte daraus eine Aufweitung des Denkmalbegriffs? Willibald Sauerländer, der sich schon 1975 grundlegend und kritisch hierzu geäußert hatte,⁷ bestätigt im Rückblick diesen Wandlungsprozess. Er begrüßt die neue Verbindung von „Patrimonium“ und „Ökologie“ als eine „wunderliche Idee“, auf die damals niemand gekommen wäre, spricht aber auch von der „Diffusion und Erosion des Denkmalbegriffs“ und einer

2 H.-R. Meier/Th. Will, Dehio 2000! Paradigmenwechsel in der modernen Denkmalpflege?, in: I. Scheurmann (Hrsg.), *ZeitSchichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland*, München 2005, S. 320-329, hier S. 329.

3 Th. Will, *Erinnerung und Vorsorge. Denkmalpflege als Ökologie des Kulturraums* (1998), in: *Wiss. Zeitschrift der TU Dresden* 53 (2004), 1/2, S. 64-68. Der Begriff „Kulturökologie“ wird zuerst von Architekten wie M. Šik, F. Reinhardt und ihren Schülern im Sinne eines kulturell und ökologisch verträglichen Bauens verwendet; vgl. *Werk, Bauen + Wohnen* 75 (1988), H. 5, S. 21-25 (frdl. Hinweis von S. Mielck), in den Diskurs der Denkmalpflege wird er meines Wissens eingeführt durch N. Dushkina, *Authenticity. Towards the Ecology of Culture*, in: K. E. Larsen (Hrsg.), *Nara Conference on Authenticity*, Trondheim 1995, S. 307-310.

4 M. Wohlleben/H.-R. Meier (Hrsg.), *Nachhaltigkeit und Denkmalpflege. Beiträge zu einer Kultur der Umsicht*, Zürich 2003.

5 V. M. Lampugnani, *Die Modernität des Dauerhaften*, Berlin 1995.

6 Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft, ICOMOS Hefte des Dt. Nationalkomitees XXI, München 1996; U. Hassler/N. Kohler/W. Wang, *Umbau. Über die Zukunft des Baubestandes*, Tübingen/Berlin 1999.

7 Erweiterung des Denkmalbegriffs?, Nachdr. in: W. Lipp (Hrsg.), *Denkmal – Werte – Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalbegriffs*, Frankfurt a. M./New York 1993, S. 120-142.

qualitativen Veränderung der Denkmalpflege, die nun in einer „maskierten Gestalt“ breite öffentliche Akzeptanz finde.⁸

Die Denkmalpflege bemüht sich seither darum, über den aus dem Nachhaltigkeitsdiskurs übernommenen Begriff der Ressource ihr Selbstverständnis und ihre Argumentationsbasis zu aktualisieren und zu erweitern. Das ist auch geboten. Aber was genau meint die Rede vom „Denkmal als Ressource“? Auch klassische Denkmäler werden, dieser Tendenz folgend, heute als Ressourcen bezeichnet. Das ist schön, insofern es zu ihrer Wertschätzung beiträgt – ein praktischer Nebeneffekt, der allerdings nicht dem Kernanliegen des Denkmalschutzes entspringt. Sparsames Wirtschaften hat mit einer genuin kulturellen Leistung noch nichts zu tun. Bei der Denkmalpflege geht es doch um mehr: um den zivilisatorisch vereinbarten Schutz gefährdeter Bestände, meist von Minderheiten, und zwar auch dann, wenn diese nicht als irgendwie nützliche Ressourcen erhalten können.

Ich möchte deshalb zunächst das Argument, vielleicht sogar das neue Paradigma vom Denkmal als einer Ressource näher betrachten. Auch wenn das Wort viel im Zusammenhang mit Umweltbelangen gebraucht wird, entstammt es dem ökonomischen Denken. Sprachlich ist es auch dabei geblieben, wie das Feld der Kontexte, in denen es verwendet wird, zeigt. Eine Ressource ist ein Mittel, um eine Handlung zu tätigen oder einen Vorgang ablaufen zu lassen. Man spricht von Ressourcenerhaltung, -schutz, -verbrauch. Ressourcen können materielle oder immaterielle Güter sein: Betriebs- und Geldmittel, Boden, Rohstoffe, Energie, Personen und Arbeitszeit. In der Psychologie zählt man Fähigkeiten und Charaktereigenschaften dazu, in der Soziologie Bildung, Gesundheit und Prestige. Im Kern geht es um Mittel, auf die man zur Erreichung eines Zwecks zurückgreifen kann. Die Norm zum Projekt-Management (DIN 69901-5) definiert „Ressource“ als „abgrenzbare Einheit an Personal, Finanzmitteln, Sachmitteln, Informationen, Naturgegebenheiten, Hilfs- und Unterstützungsmöglichkeiten.“

Ein erster, sehr allgemeiner Grund, hier in der Denkmalpflege auf der Hut sein, ist also, dass das Ressourcenargument, wenn wir es unbedacht benutzen, ein zweckrationales Raster auch auf menschliche Anliegen und soziale Aufgaben legt, für die die Ökonomie gar nicht zuständig ist.⁹ Schutzgegenstände, die gerade nicht als Ressourcen für wirtschaftliche, ökologische oder politische Anliegen erhalten können, erscheinen dann schnell als nachrangig oder entbehrlich (vgl. Abb. 1). Man würde das Argument von der Ressource auch nicht auf die Kammermusik übertragen. Dass kulturelle Arte-

8 Kommentar 1993. Ein Nachwort in Zweifel und Widerspruch, ebd., S. 142-147, hier S. 143.

9 Vgl. N. Walter, Wie weit reichen die ökonomischen Gesetze? Über die These der Ökonomisierung, in: Forschung und Lehre 11, 2004/7, S. 362 f. Zum Potential ökonomischer Argumente für die Legitimation des Denkmalschutzes vgl. E. Mohr/J. Schmidt, Die Bataillone des Kulturschutzes in der Ära des New Public Management, in: Die alte Stadt 25 (3/1998), S. 229-244.



Abb. 1:
 „Wertvolle“ und „wertlose“
 Ressourcen: Schloss Herren-
 chiemsee / Säulenrest des alten
 Bahnhofs in Utrecht;
 Arbeitsheft 97, Bayer. Landes-
 amt für Denkmalpflege (1998) /
 Foto: Th. Will.

fakte ihren Charakter verändern, wenn man sie zur Ressource macht, wird heute vor allem im Zusammenhang mit der Digitalisierung des Kulturerbes deutlich, und man kommt nicht um die Frage herum, inwiefern die zunehmend ressourcenökonomische Betrachtung des Kulturerbes die Kultur selbst verändert.¹⁰

Nun ist die Denkmalpflege aber in der Tat Teil einer Ressourcenökonomie. Sie muss es sein und ist es immer gewesen. Sie inventarisiert Bestände, ordnet und verwaltet sie und regelt den sparsamen, vorausschauenden Umgang mit ihnen. Diese haushaltende, quantifizierende Seite der Denkmalpflege ist zwingende Voraussetzung dafür, dass Gegenstände ausgewählt, erfasst, geschützt und erhalten werden. Das Ressourcenparadigma macht hier, besser als frühere, auf ästhetische oder historische Werte bezogene Charakterisierungen des Erbes, deutlich, dass Denkmalpflege im Einklang und im Verbund mit anderen Bewirtschaftungspraktiken arbeitet: dem Natur- und Umweltschutz, der Bauökologie, sogar der Rohstoffwirtschaft.

Warum ist dennoch Vorsicht geboten? Weil diese dem funktionalen Kalkül und der ökonomisch/ökologischen Theorie zugänglichen Aufgabenfelder trotz idealistischer Ziele eben nur die eine, prozessuale Seite der Denkmalpflege darstellen. Die andere, substanzielle Seite umfasst das, was ich als das Widerständige des Erbes, sein Potential als Gegenwelt oder konkrete Utopie bezeichnen möchte (vgl. Abb. 2). Hartwig Beseler nannte es „die stille Provokation der Denkmale“.¹¹ Dazu gehören die Äußerungen der Kunst und des Mythos, aber auch das Unangepasste des Alters, d.h. eine physisch schwächere Sphäre, die sich dem Gesetz der Leistung entzieht. Das ist natürlich das

10 Vgl. F. Stephan, Die große Chance der Langsamkeit. Die Digitalisierung des Kulturerbes birgt Risiken, Süddeutsche Zeitung, 09.12.2014.

11 H. Beseler, Denkmalpflege als Herausforderung, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 27 (1969), S. 1-10.



Abb. 2:
Widerständiges Erbe:
Film-Still aus Jaques Tati,
Mon Oncle (1958); aus: Die
Stadt des Monsieur Hulot,
Architekturmuseum der TU
München 2004.

nutzlos Schöne, Interessante oder Erhabene, der Rest an Zauber in einer verdinglichten Welt, und vor allem das, was im unmittelbaren Erleben eine Brücke schlägt zwischen dem Individuum und der Gruppe, die sich in den Spuren der Geschichte als eine Erbegemeinschaft erkennt. Dort liegt eine Wurzel der modernen Denkmalpflege in der Frühromantik, und später dann das, was Georg Dehio meinte, wenn er als „letzten Beweggrund“ der Denkmalpflege „die Achtung vor der historischen Existenz als solcher“¹² bezeichnete. Ressourcen kann man in dem Sinn nicht achten.

Wir sprechen hier nicht von allgemeinen, wissenschaftlich beschreibbaren Funktionen, sondern von individuellen Bedeutungen und konkreter Erinnerung, die an die Geschichte der einzelnen Gegenstände gebunden ist. Das Wesen der Denkmale ist, wie das der Poesie und das der Religion (und anders als das der Ideologien), die Vieldeutigkeit und Widersprüchlichkeit, nicht die Zweckmäßigkeit. Ihr „Mehrwert“ bleibt singular, fragil und unbezifferbar. Man könnte Denkmale als die Reliquien der Zivilreligion bezeichnen. Sie zu pflegen ist Voraussetzung einer lebendigen Tradition und lebendigen Erinnerns, und ohne Zweifel sind sie für allerlei rückwärtsgewandte Idealisierungen anfällig, die, wie Hans Joas bemerkte, paradoxerweise auch für hochgradig säkularisierte Intellektuelle attraktiv sind. All das mag vielen als vielleicht interessante, aber doch reichlich diffuse Seite des Denkmalschutzes erscheinen. Dennoch bleibt diese kulturelle Wertesphäre seine Daseinsgrundlage.

Auch der Naturschutz kennt kulturelle Wertzuweisungen. Zwar geht es beim Ressourcenschutz zunächst um Dinge wie Luft und Wasser, abiotische Komponenten des Naturhaushaltes, dessen „Leistungsfähigkeit“ und „Nutzungsfähigkeit“ für Menschen

12 G. Dehio, Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Festrede an der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg, o.O. 1905, vgl.: www.dehio.org/dehio/denkmalschutz_19jhd.pdf [16.12.2012].



Abb. 3:
Individuelle Baudetails,
ersatzlose Verluste;
(Archiv Th. Will).

zu erhalten ist; im Arten- und Biotopschutz werden Pflanzen und Tiere als biotische Komponenten und damit ebenfalls als Ressourcen gesehen. Jenseits dieser Bewirtschaftungslogik werden ihnen aber ästhetische Werte und ein gewisses ethisches Eigenrecht zugeschrieben.¹³

Der Kerngedanke der Denkmalpflege ist mit dem auf Nützlichkeit und Leistungserwartung gerichteten Begriff der Ressource nicht recht zu fassen. Auch nicht mit dem Nachhaltigkeitsgebot, dessen Bedeutung für die Arbeit der Denkmalpflege damit nicht bestritten wird. Nach der Funktionslogik des Nachhaltigkeitsprinzips kann das Einzelne durch Funktionsgleiches oder Leistungsfähigeres ersetzt werden. Das Bewahren eines bestimmten einzelnen Dings lässt sich damit nicht begründen.¹⁴ Mit jedem einzelnen, handwerklich sorgsam gestalteten, also selten gewordenen Baudetail, das jetzt abmontiert und weggeworfen wird, verarmt die bauliche Umwelt als ein kulturhistorischer Lebenszusammenhang, auch dann, wenn alles korrekt recycelt wird, wenn nachhaltige Ersatz-Produkte und energieeffizientere Konstruktionen folgen (vgl. Abb. 3).

Wie können wir also das Baudenkmal unter dem Begriff der Ressource fassen, ohne diese dem funktionalen Denken unzugängliche Seite zu vernachlässigen? Eine Möglichkeit wäre, den Ressourcenbegriff auszuweiten auf alle Aspekte, derentwegen Denkmalpflege betrieben wird. Für die Architektur wurde und wird das versucht, lässt sich doch damit die allumfassende Bedeutung des Bauens als „eine bedeutende Ressource [...] für das Wohlbefinden der Menschen“ aufzeigen. „Sie schafft die schützende Hülle, ist beteiligt am Entstehen regionaler Identitäten, ist Ausdruck von Zivilisation und

¹³ Vgl. G. Kangler, Zum Verhältnis von Denkmalpflege und Naturschutz. Gemeinsamkeiten, Konflikte und Perspektiven, Referat bei der Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., München 27.-30.09.2005 (unveröff. Ms.).

¹⁴ Ebda.

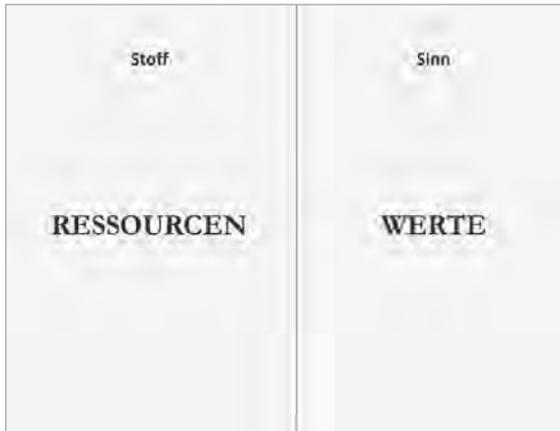


Abb. 4:
Vom Stoff zum Sinn
(Th. Will).

Kultur.¹⁵ Übertragen auf die Denkmalpflege wäre dann zu fragen: Wofür sind Denkmale – über das hinaus, was für alle Bauten gilt – eigentlich spezifische Ressourcen? Das klingt zunächst einfach: für Kultur, Geschichtsbewusstsein, Kunstgenuss, Ortsverbundenheit und derlei Dinge. Wenn wir dann zu benennen suchen, warum ein Bauwerk uns besonders geschichtsbewusst macht, Kunstgenuss bereitet oder das beruhigende Gefühl von Ortsverbundenheit vermittelt, könnten wir sagen: das bauliche Erbe ist der Rohstoff, die Ressource. Denkmale entstehen daraus aber erst durch wertende Auswahl (vgl. Abb. 4).

2. Denkmalwerte

Damit sind wir bei den Denkmalwerten, über die seit eh und je verhandelt wurde. Dabei ging es zwar die längste Zeit um Kunst, vor allem Baukunst und baugebundene Kunst, aber schon lange nicht mehr um deren Kunstwert als solchen, sondern um ihren Wert als Geschichtserbe – bald sogar bei denen, die mit dem Erbe erst einmal gründlich Schluss machen wollten. „Die berühmten Stätten“ des Ancien Régime, mahnte Arman-Guy Kersaint die französischen Bilderstürmer, seien zu erhalten, weil sie uns „den Preis der Freiheit vor Augen führen, indem sie uns daran erinnern, dass wir nicht immer frei gewesen sind.“¹⁶ Nicht um Kunstwerte ging es, sondern um Zeugnisse der gemeinsamen Geschichte, die nun, anstelle von Tradition und Religion, mit den Wissenschaften zur zeitgemäßen Instanz von Wahrheit und damit auch zum Objekt der Pietät wurde.

15 Weltkongress der UIA unter dem Motto „Ressource Architektur“, Berlin 2002.

16 Zit. n. F. Choay, Das architektonische Erbe, eine Allegorie, Wiesbaden 1997, S. 86.

erkennbare eigenständige ästhetische oder ethische Konzepte, etwas gefühlsmäßig als übergeordnet Anerkanntes, zu dem man sich anschauend, anerkennend, verehrend oder strebend verhalten kann.¹⁸ Weil Werte nicht in den Dingen ruhen, sind sie im konkreten Fall immer subjektiv: Was dem einen wertvoll, ist es dem andern vielleicht nicht, auch wenn beide sich über universale Werte einig sein mögen. Denkmalwerte sind an den Werken selbst immer wieder neu zu entdecken und zu begründen. „Ob, inwiefern und wofür etwas Denkmal ist, das entscheidet sich, so Riegls grundlegende Erkenntnis, in seiner Rezeption.“¹⁹ Man kann Werte kommunikativ vermitteln, was ein Hauptanliegen der Denkmalkunde ist. Anders aber als Ressourcen kann man sie nicht vorhalten, auch nicht schützen, schonen oder bewirtschaften.²⁰

Auch in der Denkmalpflege gibt es allerdings, in Anlehnung an Methoden der Historischen Geographie, ausgearbeitete Ansätze, die ein Argumentieren mittels objektiver Fakten als Ideal haben.²¹ Sie versuchen, die Bedeutung des materiellen Kulturerbes in Zahlen zu fassen. Dabei bleibt aber die Letztbegründung für den Wert der Schutzgüter im Unklaren. Bei derartigen Nutzwertanalysen kann es sich nicht um die Objektivierung der Entscheidungen, sondern allenfalls um die Offenlegung der dabei angewandten Wertskala handeln.²² Wie beim Naturschutz und seinen vermeintlich naturwissenschaftlichen Begründungen besteht auch in der Denkmalpflege die Gefahr, in der Argumentation die Ebene der kulturell-gesellschaftlichen Werte zu verschleiern, indem man sich auf die Ebene des Materiellen, naturwissenschaftlich Beschreibbaren beschränkt. Dies ist als Reaktion auf ideologische Deutungen, vor allem in der NS-Zeit, verständlich; es macht aber die Argumentation undurchsichtig, denn bei den Erhaltungsbegründungen sind stets kulturelle Wertzuweisungen enthalten.²³

Nach dieser Unterscheidung scheint außer einem unverbindlichen Sammelbegriff nicht viel gewonnen, wenn wir unser Verständnis von Ressourcen derart ausweiten würden, dass es auch die Denkmalwerte umfasst. Vielmehr scheint das Ressourcenprinzip in seiner ureigenen Bedeutung sinnvoll. Man kann daran das Gemeinsame herausarbeiten, aber eben auch das für die Denkmalpflege Spezifische. Zum einen also das, was sie mit anderen Feldern verbindet, auf denen planvolles Haushalten das Ziel ist.

18 G. Schischkoff (Hrsg.), *Philosophisches Wörterbuch*, Stuttgart 1991.

19 N. Huse, Bedürfnisse nach Geschichte, in: I. Kowarik/E. Schmidt/B. Sigel (Hrsg.), *Naturschutz und Denkmalpflege. Wege zu einem Dialog im Garten*, Zürich 1998, S. 41-50, hier S. 43.

20 Vgl. G. F. Araoz, Preserving heritage places under a new paradigm, in: *Journal of Cultural Heritage Management and Sustainable Development* 1 (2011), Nr. 1, S. 55-60, hier S. 58.

21 Beispielsweise die Forschungen von Th. Gunzelmann, zuletzt Beiträge in: V. Eidloth/G. Ongyert/H. Walgern (Hrsg.), *Handbuch Städtebauliche Denkmalpflege (= Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland 17)*, Petersberg 2013.

22 G. Albers, *Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa. Begegnungen, Einflüsse, Verflechtungen*, Braunschweig/Wiesbaden 1997, S. 283 f.

23 Vgl. G. Kangler (s. A 13).

Dort sind Denkmale Ressourcen wie vieles andere auch, und ihre Bewirtschaftung ist Teil einer Gemeinschaftsaufgabe. Zum andern aber sollte man jene spezifischen Anliegen und Potentiale des Denkmalschutzes nicht aus dem Auge verlieren, sondern neu diskutieren und gesellschaftlich verorten, die sich dem ressourcenökonomischen Effizienzdenken entziehen, weil sie von anderer Natur sind, mitunter auch im Widerspruch dazu stehen. Wenn diese Klärung unterbleibt, kommt genau mit dem Hinweis auf die Ressourcenthematik die Frage, warum eigentlich Baudenkmäler erhalten werden sollten, wenn sie keinen erkennbar praktischen, ökologischen, ökonomischen oder anderweitigen Nutzwert aufweisen.

Wir können also die Denkmalpflege einerseits als einen Teil kultureller Ressourcenökonomie betrachten, die ähnlich der angewandten Ökologie operiert. Da geht es um zielgerichtetes Handeln, um Schutz und praktische Pflege, Bewirtschaftung, Management. Für das Unplanbare aber, das sich dem Ressourcengedanken entzieht, ihm aber substanzuell vorausgeht, müssen wir uns dem Bereich der Bedeutung und der Sinnstiftung zuwenden – in unserem Fall eben den eigentlichen Denkmalwerten.

3. Sinnstiftung

Baudenkmäler teilen die Eigenschaften und Qualitäten des allgemeinen Baubestandes. Sie sind älter oder jünger, massiv oder nicht, energiesparend nutzbar oder auch nicht, etc. Wo also liegt der kulturelle Mehrwert, der sie zu Ausnahmen, zu etwas Besonderem, Bedeutendem, oft Einzigartigem macht? Wie entsteht er? Ich will den Vorgang an dem verwandten Beispiel der bildenden Kunst illustrieren.

Das Urinal, ein industriell erzeugtes Ready-made, das Marcel Duchamp 1917 in New York als signiertes Kunstwerk zur Ausstellung einreichte, ist laut Experten des britischen Kunstbetriebs zum einflussreichsten Kunstwerk des 20. Jahrhunderts avanciert (vgl. Abb. 6). Diese Verwandlung – ganz ohne physische Veränderung des Ausgangsmaterials – und den darin ablaufenden Prozess der Sinnstiftung hat der Philosoph Arthur C. Danto anschaulich in seinem Buch „Die Verklärung des Gewöhnlichen“ erläutert. Was wir am Beispiel der Avantgarde-Kunst in extremer Deutlichkeit sehen können, trifft ähnlich auch auf die Ausweisung von Denkmalen zu. Es ist der Weg vom Zweck zum Sinn, vom Material zum Werk, von der Struktur zum Ereignis. Die Natur und die künstliche Lebenswelt sind die Ressourcen, aus denen die Kunst über den Weg der Transfiguration Werke schafft, die dem Verständigen einen radikal anderen, höheren Sinngehalt bieten können. Danto erklärt dazu: „Der Begriff des Kunstwerks ist in dem Sinne analytisch, dass es für das Kunstwerk eine Interpretation geben muss. Ein Kunstwerk zu sehen, ohne zu wissen, dass es ein Kunstwerk ist, lässt sich in gewisser Weise mit der Erfahrung vergleichen, die man mit dem Buchdruck macht, bevor man zu lesen gelernt hat. Es als Kunstwerk zu sehen ist also wie der Übergang vom Bereich



Abb. 6:
Marcel Duchamp (R. Mutt): Fountain;
Foto: Alfred Stieglitz (Archiv Th. Will).

bloßer Dinge zu einem Bereich der Bedeutung.²⁴ Grundsätzlich lässt sich dasselbe auch vom Denkmal sagen. „Kunsterfahrung“ – oder Denkmalerfahrung – „ist eine kognitive Reaktion und schließt einen komplexen Verstehensakt ein.“²⁵ „Etwas überhaupt als Kunst zu sehen, verlangt nichts weniger als das: eine Atmosphäre der Kunsttheorie, eine Kenntnis der Kunstgeschichte [...]“²⁶

Die Sachwalter des kulturellen Erbes setzen aus guten Gründen andere, an den Idealen der Wissenschaft orientierte Schwerpunkte. Doch auch für die praktische Denkmalpflege und für die Denkmalerfahrung der Menschen gilt die Beobachtung von Paul S. Byard, dem einstigen Direktor des Denkmalpflege-Programms an der Columbia-Universität: „preservation is a progressive art form, an intellectual and design challenge of the very highest level.“²⁷

Indem wir einigen Werken besondere historische oder künstlerische Bedeutung zumessen, z.B. aufgrund der Dichte und Anschaulichkeit der in ihnen überlieferten Informationen oder Sinneseindrücke, verwandeln wir sie in etwas besonders Wertvolles. Wir erkennen Bauwerken zum Beispiel Werte zu, weil sie in besonderer Weise Zeugnis geben von früheren Gesellschaften, ihren Lebensformen und Leistungen. Damit verleihen wir diesen Gegenständen einen Sinn, unabhängig von ihren praktischen Zwecken

24 A. C. Danto, Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der Kunst, Frankfurt a. M. 1999, S. 192.

25 Ebda., S. 266.

26 Ebda., S. 207.

27 Zit. n. M. Wigley, Introduction, in: R. Koolhaas, Preservation is overtaking us, with a supplement by J. Otero-Pailos (GSAPP Transcripts), New York 2014, S. 7. – In ähnlichem Sinn: Th. Will, Wissenschaftler oder Künstler vor dem Denkmal? Anmerkungen zu Dehios Analyse der Rolle von Architekt und Kunsthistoriker in der Denkmalpflege, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 50 (1992) H. 2, S. 101-108, zuletzt auch: L. Rellensmann, Weiterbauen. Denkmalschutz ohne Denkmalpfleger, Baunetzwoche #439; www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-BAUNETZWOCHE_439_4680993.html [28.01.2016].

und Verwendungsmöglichkeiten. Die Ressource, das Material, verwandelt sich in einen Bedeutungsträger. Durch diese Wertschöpfung entsteht, wie beim Kunstwerk (oder auch dem Objekt religiöser Verehrung), ein spezifischer Mehrwert. Er begründet dann auch einen besonderen Schutz.

Bei Kunstdenkmalen fand dieser Prozess bereits mit ihrer Schaffung statt, bei anderen Denkmalarten aber gibt es anstelle des Künstlers, der als Autor das Material in ein Werk verwandelt, mehrere gestufte, ineinandergreifende Prozesse der Sinnstiftung. Einer gesellschaftlichen Vereinbarung nach erfolgt die Denkmalausweisung aufgrund einer wissenschaftlich-denkmalkundlichen Analyse und Bewertung. Denkmalpfleger arbeiten dabei nicht wesentlich anders als Kunst-Kuratoren. Die Grenze ist nicht so scharf gezogen, wie es die klassische Ordnung der Institutionen und Disziplinen glauben macht. Nicht wenige Kuratoren und Künstler sind heute im Grenzbereich zwischen Kunst, Museologie und Denkmalvermittlung tätig. So durchforstet der amerikanische Künstler Mark Dion die Depots und Archive berühmter Sammlungen, um die tradierten Ordnungssysteme zu befragen und durch Assemblagen die Geschichten der in Vergessenheit geratenen Schätze neu zu erzählen.

Ein ähnlich konzeptionelles (außer-pragmatisches) Interesse, den Baubestand neu zu lesen, zeigt sich in der Architektur. Auch das schlichte Erhalten und Weiternutzen des Bestehenden gilt vielen nicht mehr als alleinige Aufgabe der Sanierung oder der Denkmalpflege, sondern als eine kritisch-experimentelle Form der Baukultur, ja der Baukunst. Auch wenn Denkmalpfleger das schon lange forderten, erst mit dem Beitrag „Reduce, Reuse, Recycle“²⁸ zur Architekturbiennale in Venedig (2012) ist das Thema Bestandserhaltung als ein ästhetische Grenzen überschreitendes Konzept endgültig auch in der architektonischen Elite angekommen. Einflussreiche jüngere Architekten wie Arno Brandhuber erzählen gern, wie sie anstelle des beauftragten Neubaus das Alte einfach weiterverwendeten oder, wie Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal, wie sie durchsetzten, nichts zu bauen und das Budget lieber in die Pflege des Bestands zu stecken. Mit dieser neuen, vom vorherrschenden ästhetischen Minimalismus weit entfernten Minimierung der Mittel entwickelt sich „eine neue Lässigkeit, [...] mit der sich nicht mehr das Weiterverwenden von Vorhandenem rechtfertigen muss, sondern der Neubau. [...] Es geht darum, [...] zu entdecken, dass die geringste Veränderung die beste sein kann. Denn erst dann schöpft die Architektur ihr gesamtes Potenzial aus.“²⁹ Eine derart radikale Umcodierung des Altbestands zu einer wertvollen Ressource ist genuines Gedankengut der Denkmalpflege, in letzter Zeit mehrten sich jedoch die Stimmen

28 M. Petzet/F. Heilmeyer (Hrsg.), Reduce, Reuse, Recycle. Ressource Architektur. 13. Internationale Architektur Ausstellung. La Biennale di Venezia 2012, Ostfildern 2012.

29 F. Heilmeyer im BauNetz, 28.8.2012: www.baunetz.de/meldungen/Meldungen-Die_BauNetz-Kolumne_vor_der_Biennale_2904997.html [23.3.2016]

von Architekten, die mit derartigen Strategien einen „Denkmalschutz ohne Denkmalpfleger“ ausrufen.³⁰

Passieren solche Umdeutungen im Baubestand nur über die Fachleute, seien es Denkmalpfleger oder Architekten? Es gibt natürlich, auch wenn davon in der Denkmalpflege selten die Rede ist, eine individuelle Sinnstiftung durch die unmittelbare ästhetische Wirkung, die bestimmte Bau- und Kunstwerke auf uns ausüben können, selbst wenn wir nichts von ihrer fachlich ermittelten Bedeutung wissen. Der Vorgang der wertenden Erfahrung und Einschätzung, der einen Gegenstand in ein „Kunstwerk“ oder ein Bauwerk in ein „bedeutendes“ Bauwerk verwandelt, kann auch individuell beim Betrachter erfolgen. Der ist meist nicht so geschult, aber durch vielfältige Wahrnehmungen sehr wohl zur differenzierten Wertschätzung befähigt.

Den formalen Schritt dieser Sinnstiftung von der persönlichen Wertschätzung hin zum öffentlich geschützten Denkmal kann dann nur die autorisierte Instanz der Denkmalbehörde gehen. Aber auch hier beginnen die von einem vermeintlich objektiven Deutungsanspruch gezogenen Grenzen durchlässig zu werden. In anderen Kulturen verlaufen sie seit jeher anders und mit der Herausbildung neuer Formen gesellschaftlicher Teilhabe gewinnen Bestrebungen nach einer Art inklusiver Denkmalerfassung an Bedeutung.³¹ Es verwundert nicht, dass diese Entwicklungen Kontroversen auslösen, geht es doch um die Deutungshoheit über eine immer nur selektiv zu präsentierende Vergangenheit, über Identitäten und Präferenzen einzelner Gruppen und Lebensstile. In der internationalen Denkmalpolitik fallen diese Meinungsverschiedenheiten umso grundsätzlicher aus, weil die Einflussnahme bedeutender Institutionen und Fachleute von anderen als eine überholt eurozentrische, gar postkoloniale Überheblichkeit gedeutet wird. Im akademischen Sektor antwortet hierauf die global vernetzte Initiative der Critical Heritage Studies.³²

Durch die Vermittlung der Denkmalkunde kann das Denkmal fortan, wenn seine Botschaft denn aufgenommen wird, seinerseits sinnstiftend wirken (vgl. Abb. 7). Da ist es dann, mit einer konkreten Wertangabe versehen, schließlich doch auch eine Ressource, von der gezielt Gebrauch gemacht werden kann. Das ist im Lauf der Geschichte auf allen möglichen Bedeutungsebenen geschehen: in religiöser Hinsicht, wissenschaftlich im Sinne des Erkenntnisgewinns (Denkmal als Quelle und Beleg) oder mit politischer Absicht (Eigenidentität, Status, Repräsentation). Die heutige Denkmaldidaktik, als Teil einer inklusiven Erinnerungspolitik, rückt aber, so mein Eindruck, von diesem autoritativen, gezielten Gebrauch der Kulturdenkmäler als Ressourcen für bestimmte Zwecke ab und favorisiert offenere, unterschiedlichen „Erbengemeinschaften“ zugäng-

30 Vgl. L. Rellensmann (s. A 27).

31 Vgl. G. Araoz (s. A 20), S. 57; M. Ridge (Hrsg.), *Crowdsourcing our Cultural Heritage*, Oxford 2014.

32 R. Harrison, *Heritage. Critical Approaches*, London 2013.



Abb. 7:
Sinnstiftung als
Wertschöpfung
(Th. Will).

liche Interpretationen. Und hier lauert ein Konflikt, der den Unterschied zwischen Resource und Bedeutungsträger nochmals verdeutlicht: Als Institutionen schaffen und definieren die Denkmalbehörden Wertgegenstände, sie schützen, verteidigen und verwalten sie, vermitteln sie der Öffentlichkeit, und mittlerweile tragen sie, obgleich widerstrebend, auch zu ihrer Vermarktung bei. Alles aus einer Hand, doch im Namen einer immer vielfältiger strukturierten und weniger hierarchisch geordneten Gesellschaft. Welches Erbe wählt die Fachinstanz aus, welche Werte erkennt sie ihm zu, und in wessen Namen? Die institutionelle Zuweisung von Denkmalwerten, so wohlbegründet und legitimiert sie sein mag, birgt in einer pluralistisch verfassten Gesellschaft grundsätzlich Konflikte, weil die damit ausgewiesenen Denkmale als gebaute Zeichen im öffentlichen Leben ein vergleichsweise hierarchisches und statisches Muster kultureller Werte vorgeben.

4. Bauökologie als Denkmalpflege?

In seiner sehr interessanten und informativen Dissertation „Veto des Materials. Denkmaldiskurs, Wiederaneignung von Architektur und modernes Umweltbewusstsein“ stellt Johannes Warda die Frage: „Kann Architektur also auch zum Denkmal werden, weil es ressourcenschonend und ‚grün‘ ist, sie weiter zu nutzen und behutsam umzubauen?“³³ Er suggeriert etwas in der Richtung, eine eindeutige Antwort, die eine Anpassung des Denkmalsbegriffs und der konstitutiven Denkmaleigenschaften voraussetzte, lässt er aber offen. Auch in dem erwähnten Forschungsbericht wird der Vorschlag,

³³ J.C. Warda, Veto des Materials. Denkmaldiskurs, Wiederaneignung von Architektur und modernes Umweltbewusstsein, Diss. Bauhaus-Universität Weimar 2014, S. 10 (Buchpublikation: Bosau 2016).

Nachhaltigkeit zu den Denkmalwerten zu rechnen, dann doch kritisch hinterfragt.³⁴ Vor allem das zugehörige Konzept der „nachhaltigen Entwicklung“ zeigt die Probleme, denn anders als in der Ökologie regenerativer Systeme wäre in der Denkmalpflege ja vor allem eine entschiedene Nicht-Entwicklung nachhaltig. Im Fazit macht der Autor Wolfgang Sonne deutlich, dass Denkmalpflege zwar wesentliche Beiträge zur Nachhaltigkeit leistet, dass die darin implizierte „Kultur der Umsicht“ und allgemeiner noch, das Bewahren als solches, gewiss grundlegende Werte des denkmalpflegerischen Handelns darstellen, nicht aber Denkmalwerte. Nicht ein Gebäude ist nachhaltig, sondern allenfalls der Gebrauch, den es verlangt oder ermöglicht.

Wardas Leitfrage lautet: „Wann und wie verbindet sich die ästhetisch-kunsthistorische oder auch geschichtswissenschaftliche Motivation für das Aufheben von Architektur (als Denkmal) mit Vorstellungen zur Nachhaltigkeit und Ressourcenökonomie? Werden [...] Strategien entwickelt, die dem in dieser Weise veränderten Denkmalbegriff Rechnung tragen?“ Dahinter verbirgt sich die These eines bereits weitgehend vollzogenen Übergangs „vom klassischen Denkmalbegriff zu integrierten Vorstellungen von Baukultur“.³⁵ Sie gilt es genauer zu prüfen.

Im Diskurs der Ökologie ist von „schwindenden Ressourcen“ die Rede. Die ökologische Sichtweise beruht auf der Erkenntnis, dass auf einer endlichen Grundlage kein unendlicher Konsum stattfinden kann. Das trifft natürlich auch auf Baudenkmäler zu, insofern sie nicht ersetzbar sind. Deshalb sprechen wir hier von den starken Nachhaltigkeitskriterien. Dennoch stimmt die Beobachtung von den „schwindenden Ressourcen“ für die Denkmalbestände nicht ganz. Sie schwinden nämlich gar nicht, weil ihre Menge – anders als die von Bodenschätzen oder die CO₂-Aufnahmekapazität der Erde – nicht abgeschlossen ist. Ältere Werke verschwinden auf Nimmerwiedersehen, aber jüngere treten hinzu. Sie können jene nicht ersetzen, doch im Sinne von Ressourcen, die nicht das Individuelle, sondern den Bestand einer Gattung umfassen, ist die Welt der uns umgebenden Denkmäler seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gesunken, trotz der Zerstörungen durch eine ungehemmte Modernisierung. Hier setzt der Architekt Andreas Hild in einem Themenheft mit dem Titel „Jenseits des Mangels“ an. Er fragt, wie denn die Denkmalpflege damit umgehen soll, dass plötzlich Bestände „in Hülle und Fülle“ zu erfassen, zu bewerten und möglichst auch zu erhalten seien, wo doch die Disziplin methodisch bislang eher von der Sorge um das Dahinschwindende, das Herausragende und Seltene bestimmt war.³⁶

34 W. Sonne, Nachhaltigkeit, in: H.-R. Meier/I. Scheurmann/W. Sonne (s. A 17), S. 156 f.

35 J. C. Warda (s. A 33), S. 12.

36 A. Hild, In Hülle und Fülle. Zur Zukunft des Denkmalschutzes, in: Der Architekt (2013), H. 2, S. 22-25. In ähnlicher Zielrichtung auch R. Koolhaas (s. A 27); zum Phänomen der Knappheit als Voraussetzung von Kultur und Denkmalschutz siehe W. Lipp, Rettung von Geschichte für die Reparaturgesellschaft im 21. Jahrhundert, in: Das Denkmal als Altlast (s. A 6), S. 143-148.

Die Feststellung, dass die Denkmalmenge zunimmt, wäre ressourcenökonomisch erfreulich. Tatsächlich bleibt sie unbefriedigend, zeigt sie doch nur, dass es hier einerseits um große, teils anwachsende Bestände geht, andererseits diese Quantifizierung sogar nicht als das Wesentliche erscheint und auch kein Trost ist angesichts des Verlusts einzigartiger Werke. Sie verweist somit auf die Kernfrage unseres Themas: Lassen sich die in der Denkmalwelt gespeicherten und fortwährend neu erzeugten Werte in der sich verändernden Ökonomie der Werte im bisher gekannten Maße überhaupt aufrechterhalten? Und wird die Frage der anwachsenden Menge die Auswahl der zu schützenden Gegenstände grundsätzlich verändern?

5. Perspektiven

Hier ist es nun geboten, die von Warda angedeutete Auflösung des Denkmalbegriffs in der „materialistischen Dimension“³⁷ der Ressourcenökonomie weiter zu denken. Diese Auflösung mag im Sinne der Bauökonomie und Ökologie zutreffen. Wo Denkmalpflege aber in einer umfassenden pragmatischen Resteverwertung aufgeht, verschwindet sie als kulturelle Anstrengung. Sie wäre, wenn sich eine radikal bauökologische Praxis tatsächlich durchsetzte, auch nicht mehr nötig, wie in präindustriellen Gesellschaften. Das dürfte ein Szenario sein, das nur im Zusammenhang katastrophaler Notlagen eintreten wird.

So bleibt uns als Fazit: Das Wort Ressource ist zwar neu, nicht aber die damit aufgerufene Bedeutung. Bauwerke waren auch früher anerkannte Ressourcen, und mit Riegls Gebrauchswert waren diese auch schon Teil der Denkmaltheorie – allerdings ein unspezifischer. Dass man die im Bauwerk eingelagerte graue Energie heute berechnen und somit wertschätzen kann, verweist nur auf die fortschreitende Ablösung des empirischen Arbeitens durch ein wissenschaftlich-theoretisches. An der entscheidenden Frage: „Ressource wofür?“ ändert sich damit noch nichts. Denn warum sollten materielle Eigenschaften, die allen Gebäuden eigen sind und in denen Denkmale weder besonders gut noch schlecht abschneiden, nun unter einem erweiterten Denkmalbegriff zu den Anliegen des Denkmalschutzes zählen?

Mir scheint, hier liegt ein Missverständnis vor, indem Mittel und Zweck gleichgesetzt werden. Dass nämlich Denkmalpfleger – ich auch – nicht müde werden, die Argumente der Ressourcenökonomie anzuführen, heißt noch nicht, dass Bauten mit viel verbauter Primärenergie deshalb Denkmalbedeutung erlangten. Es ist ein flankierendes Argument, dessen wir uns als Denkmalpfleger (oft in der Not) bedienen. Wir können damit zeigen, dass unsere Wertobjekte auch in anderer Hinsicht, wie unter energiepo-

37 J. C. Warda (s. A 33), S. 120 ff.

litischen oder nutzungsökonomischen Aspekten, ganz gut abschneiden. Der Nachweis, dass die Denkmalpflege zu einem materiellen Utilitarismus tendiere, gelingt damit jedenfalls nicht. Eine solche Entwicklung wäre wohl denkbar. Sie bedeutete das Ende einer Fürsorge, der es nicht um materielle Güter, sondern um die damit verbundenen Bedeutungsgehalte und Wirkmöglichkeiten geht. Insofern könnte die bauökologische Argumentation, wo sie in den Vordergrund tritt, den Anliegen der Denkmalpflege sogar einen schlechten Dienst erweisen. Wer die Denkmalwelt dem Markt der Ressourceneffizienz öffnet, sich in der Frage der Denkmalwerte dann vielleicht noch mit hübschen Bildern zufrieden gibt, der fördert – um eine Bemerkung Hans-Magnus Enzensbergers über die Poesie abzuwandeln – nur die Idee, es handle sich bei dem, was Denkmale im Rahmen der Baukultur ausmachen, „um ein hübsches Ornament, um eine Art Schaumgebäck, das ohne weiteres vom Menü gestrichen werden kann, wenn es darum geht, anderer Leute Gürtel enger zu schnallen.“³⁸

Die These von einer Wandlung der Denkmalpflege zu einer baukulturellen Ressourcenökonomie hat aber auch andere Seiten. Wenn die strenge Unterscheidung zwischen „Denkmal“ und „Baubestand“ in Frage gestellt wird, steckt darin vielleicht weniger ein platter Utilitarismus als vielmehr ein Hinweis auf neuere Formen der Pluralisierung des Denkmalbegriffs. Dazu zählen die erwähnten ‚grassroots‘-Bewegungen ebenso wie der „Denkmalschutz ohne Denkmalpfleger“. Dieser seit Ende des 20. Jahrhunderts erkennbaren Öffnung der Architektur für Themen der Denkmalpflege folgt inzwischen auch die Aneignung des Begriffs.³⁹ Soweit ich sehe, liegt der neuen Hinwendung zum Bestand, so folgerichtig sie ist, bislang aber eine andere Motivation zugrunde als die Fürsorge für ein fremdes, pflegebedürftiges Erbe. Weit entfernt von der altruistisch vorgetragenen (aber mit nationalem Gefühl grundierten) „Anerkennung der Werke der Alten“ (Schinkel) oder „Achtung vor der historischen Existenz“ (Dehio), geht es den Wortführern eines ökologisch gefärbten „Denkmalschutzes durch Architektur“ nicht um die möglichst ungeschmälerte Überlieferung der fremden Botschaft, auch nicht direkt um Ressourcenökonomie, sondern um ein künstlerisches Arbeiten an diesem Thema. Sie treten dem Bestand, gerade dem alltäglichen Erbe der jüngeren Geschichte, mit der Findigkeit des Bricoleurs gegenüber, um diesen Resten, ganz im Sinne der Romantik und ihrer Nachfahren in der Avantgarde, ein neues, interessantes Dasein zu verschaffen, sie durch Umdeutung und Uneindeutigkeit dem Zweckdenken moderner Rationalisierung und Optimierung zu entziehen – sie „wiederzuverzaubern“. Diese konzeptionelle Ressourcenverwertung steht nicht in der antagonistischen Alt-Neu-Tradition der Nachkriegsmoderne mit ihren formalen Distanzierungsgesten (Fuge und Kontrast). Eher kann man hier an Ideen von Kurt Schwitters denken, der – bauökologisch *avant la lettre* – im

38 H. M. Enzensberger, *Zickzack*. Aufsätze, Frankfurt a. M. 1997, S. 175.

39 Vgl. L. Rellensmann (s. A 27).

Geist der Romantik dem künstlerischen Werk einen notgedrungen prozesshaften Charakter zusprach und in der Negation des statisch Schönen und Endgültigen „die Verwendung von gegebenem Alten als Material für das neue Kunstwerk“ forderte, wie er es in der Architektur bereits angelegt sah. Dieser bliebe nämlich „infolge der Schwerfälligkeit des Materials, mit dem man Häuser baut, nichts anderes übrig, als stets wieder das Alte zu verwenden und einzubeziehen in den neuen Entwurf. Dadurch sind unendlich reiche und schöne Bauwerke entstanden; indem für den Architekten nicht der Stil des alten Teiles maßgebend war, sondern die Idee des neuen Gesamtkunstwerks.“⁴⁰

Was bedeuten nun die neuen, am Bestand als materielle Ressource interessierten Bewegungen für die Denkmalpflege als diejenige Disziplin, die sich mit dem baulichen Erbe schon sehr lange und professionell beschäftigt? Stellen wir uns ein idealistisches Szenario vor: Die Geschichte der zoologischen Gärten geht ihrem Ende zu, weil die dort versammelten Einzelvertreter durch die Fortschritte einer angewandten Ökologie wieder in selbstorganisierte Gesamtsysteme freigesetzt werden können. Es bedarf dann keiner Schutzräume für gefährdete Arten mehr, an ihre Stelle ist die schonende, nachhaltige Bewahrung des gesamten natürlichen Ökosystems getreten. So ähnlich könnte sich, bei einer an Wardas „Suffizienztheorie“ orientierten ressourcenschonenden Baukultur, die Denkmalpflege getrost zurückziehen. Eine reizvolle, aber wohl allzu optimistische These.

Für eine realistischere Handlungslinie erscheinen mir die hier angestellte Unterscheidung und das Aufzeigen der konstitutiven Aspekte des Denkmalschutzes wichtig. Es ist zu vermuten, dass die anderen Fragen, nämlich die der Ressourcenökonomie, vor allem der gerechten Ressourcenökonomie, an Bedeutung derart zunehmen werden, dass es nicht darum gehen wird, die Denkmalpflege darin verschwinden zu lassen, sondern immer wieder zu prüfen, was sie als eigenes Metier mit eigenen Wertsystemen zusätzlich beizutragen hat. Wir leben hier und heute so, weil wir Ressourcen um ein Vielfaches schneller verbrauchen als die meisten Bewohner der Erde. Schon hat die Zeit begonnen, in der diese Mehrheit zwangsläufig das verlangt, was wir haben, und zwar genauso leicht, wie wir es bekommen. In einer solchen Lage, in der unser materieller Überfluss ein Thema der Erinnerung werden könnte, werden erfahrungsgemäß bestimmte immaterielle Werte neu beurteilt. In der Denkmalpflege müssen wir uns dann sehr viel genauer, als das bisher nötig war, überlegen und begründen, was wir als bedeutend und schützenswert auswählen, warum und in wessen Interesse, und wie das mit den manchmal deckungsgleichen, manchmal aber auch konkurrierenden Anliegen der Ressourcengerechtigkeit zusammenpasst.

40 K. Schwitters, Schloss und Kathedrale mit Hofbrunnen, in: *Frühlicht* 3 (1922), S. 87.

Heritage Conservation and Digitality

Zusammenfassung

Die explosionsartige Entwicklung und Verbreitung digitaler Technologien und Medien (z. B. Digitalkameras, mobiles Internet) in den letzten Jahren und die Fülle an Möglichkeiten zum Informationsaustausch, haben nicht nur unsere gesellschaftlichen Beziehungen grundsätzlich geändert, sondern auch Auswirkungen auf unser Verhältnis zur Geschichte und ihren baulichen Artefakten. Die Begeisterung für das Kulturerbe, die wir seit der postmodernen Wende der 1970er Jahren empfinden, steht heute ganz im Zeichen der Digitalisierung und der Globalisierung. Zwar dürften die Ursachen dieser Begeisterung die Gleichen sein wie damals: Desillusionierung über das uneingelöste Versprechen der Moderne, empfundener Identitätsverlust und das Gefühl eines Mangels an Beständigkeit in vielen Bereichen des Lebens, die alle durch ein Wiederknüpfen an die Vergangenheit kompensiert werden sollten. Aber dank digitaler Technologien stehen uns historische Orte, Monumente und Geschichten nun wie nie zuvor unmittelbar und uneingeschränkt zur Verfügung. Vor allem dienen diese Technologien einer inzwischen mächtig gewordenen Heritage-Industrie als ideale Instrumente zur Herstellung und Verbreitung von Produkten, mit denen unsere Geschichtslust bedient wird. Diese Industrie profitiert nicht nur von der Visualisierung der gegenwärtigen Kultur, sondern auch von der Tendenz digitaler Medien, den Unterschied zwischen echt und falsch, real und virtuell zu verwischen.

Die Folgen dieser Entwicklungen für die Denkmale und die Denkmalpflege machen sich jetzt schon bemerkbar: So wird das Erbe auf plakative äußerliche Erscheinungsbilder reduziert, die Unentbehrlichkeit des Denkmals als "Substrat, für das Empfinden historischer Werte in Frage gestellt und selbst das Kernkonzept der Authentizität ins Schwanken gebracht. Damit stellen sich dringende Fragen: Was wird aus dem Denkmal im digitalen Zeitalter? Wie fährt man fort in eine Zukunft, in der die Digitalisierung als höchste Priorität auch im Bereich des kulturellen Erbes identifiziert wird?

Im Beitrag werden einige mögliche Konsequenzen des Digitalisierungstrends in der Denkmalpflege vorgestellt. Die klaren Vorteile, die digitale Werkzeuge und Techniken bieten, werden abgewogen gegen die ernstzunehmenden konzeptuellen Probleme, vor denen sie die Disziplin stellen. Es wird argumentiert, dass bei manchen Fragen des Kul-

turerbes ein technologischer Ansatz für die Erkenntnisgewinnung nicht nur unzureichend ist, sondern dieser auch verhindernd wirken kann. Schließlich wird die Position vertreten, dass wenn das Erbe nicht nur Mangel kompensieren, sondern der Gesellschaft als Ressource für Alternativen zu heutigen Gegebenheiten dienen soll, die Denkmalpflege eine bewusste und grundsätzlich skeptische Haltung gegenüber der Digitalität einnehmen muss. Sie soll gegen die Kooptierungsversuche einer Heritage-Industrie, die in der Anwendung digitaler Technologien bei der Verfolgung ihres obersten Ziels – der Gewinnmaximierung – versiert ist, Widerstand leisten. Und möglicherweise muss sie mehr anstatt weniger Energie in die Pflege analoger und materieller, sprich nicht-manipulierbarer, immer wieder befragbarer und aufgrund ihrer Vergänglichkeit auch ungleich kostbarer Denkmalobjekte investieren.

1. *Digitality is with us*

In his essay “Das Prinzip Denkmalpflege und seine Erweiterung im Anthropozän” in this volume, Thomas Sieverts takes up the interesting concept of the Anthropocene Epoch: the notion that a new stage in the history of our planet has begun, one in which its ongoing formation, a process measured in thousands to billions of years, is now primarily being influenced by the activities of humankind. Through industry and modern technology we are affecting the Earth’s climate, changing the shape of its oceans and landmasses, and transforming the external environment in countless other significant and lasting ways.

If on the geological time scale we are now entering the Anthropocene, on the human time scale we have long since arrived in the “global” and “digital” age. This too has fundamentally changed our relationship to the planet, but above all our relationships to each other. Thanks to information technologies and the global network of connections they facilitate, it is now becoming possible to speak of “human society” in a sense that is more than merely symbolic. Describing the structure of this society, however, is more difficult than ever; for information is fluid, and where information is the condition and measure of power in a system, dynamism and instability are that system’s primary characteristics.

Today, fortunes can be won and lost with a mouse-click; corporations can be undermined and governments shaken by cyberattacks or information leaks; movements from Occupy Wall Street to ISIS are organized through social media, and individual careers and reputations are made or destroyed in the same way. To say that old certainties can no longer be relied upon, that old categories no longer apply, is to repeat a truism at the heart of modernity. But along with the old adage “the only constant is change”, it seems to apply.

Small wonder then, that a “hunger”, “longing” or even “lust” for history seems to prevail in many parts of the world today.¹ Disturbed and disaffected by globalization, we appear to be searching for qualities perceived to be typical of earlier times: difference and uniqueness, unmistakable identity, distinctive cultural character based on stable categories of the past such as nation, language or custom. And in an environment where everything is fluid and ephemeral, mediated and manipulated, we seem to hunger for the authenticity of history: for the durability and reliability of things rooted in time and for the immediacy, genuineness and credibility that are associated with sources and origins. There is something to this narrative. Yet it can hardly be the whole story, since it could equally describe the situation two, three or even five decades ago, when globalization and the “mediatization of society” were already in full swing. Thus it fails to take adequate account of the unprecedented, indeed revolutionary developments of the past ten to fifteen years: the explosion of social media and information-sharing platforms, of digital imaging and wireless web access. These suggest that there is something else at work in our preoccupation with history, something harder to define and explain, and moving in directions that are harder to predict.

Indeed, our current fascination with the past and its artefacts is on a very different footing compared to the early days of the digital age in the 1960s and 70s. Then as now there was an enormous groundswell of interest in architectural heritage, a revaluing of traditional forms and approaches that was part of the broader post-modern paradigm shift and that responded more specifically to dissatisfaction with the results of decades of rationalist architectural design and urban planning. Enthusiasm for alternatives from the past, articulated by writers such as Jacobs, Mitscherlich and Siedler² and focused in events such as the European Architectural Heritage Year 1975, drove significant developments on both sides of the Atlantic: on the one hand, the expansion of the legal and institutional frameworks for conservation in government and education; and on the other, the rise of a new sector of the economy dedicated to serving the demand for history, to satisfying the hunger for its lost qualities – in a word, an international “heritage industry”³. The latter was perhaps the more fateful development. Aided by the rise of the mass media, it brought a shift in perceptions of conservation, not only outside the discipline but also within it: a shift in attention from the substance of buildings to their visual effects, and a change in the conservationist’s role from curator of the historical artefact to provider of an ever more refined, uniform and thus broadly appealing and saleable

1 M. Orvell, *The Real Thing: Imitation and Authenticity in American Culture 1880-1940*, Chapel Hill 1989, p. xxiii; C. Welzbacher, *Durchs wilde Rekonstruktistan*, Berlin 2010, p. 11.

2 J. Jacobs, *The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961; A. Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt a. M. 1965; W. J. Siedler/E. Niggemeyer/G. Angreß, *Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*, Berlin 1964.

3 R. Hewison, *The Heritage Industry: Britain in a Climate of Decline*, London 1987.

“heritage product”.⁴ The consequences of this change are still unfolding today. Thus the criticism offered 25 years ago by Austrian conservationist Ernst Bacher remains uncomfortably relevant: “With architectural conservation’s inevitable concentration on striking outward effects comes a questionable development, namely the conscious acceptance of a reduction in the many-layered historical, artistic and cultural message of the monument to the average receptive capacity of a mass culture shaped by tourism. The ‘utility value’ of attractiveness serves to justify this reduction of complex historical circumstances in favor of homogeneous models of a nicely restored and impressively presented past [...] Our old towns are already full of witnesses to this tendency toward the trivial.”⁵

But again, if the problem is the same now as it was a generation ago, today, with the revolution in information and digitalization, something has changed, or at least has intensified and accelerated. It can be connected to what has been described as the “visualization of culture”⁶ – a process which, set in motion by the mass media, is now on its way to becoming total. In a world of camera phones, YouTube and Instagram, “our society has become addicted to media images,” notes art historian Bernhard Serexhe; we are hooked on the “pornography of the visual”.⁷ And the impact of this change on architectural heritage and its conservation has been profound. For in our visualized culture, images are more than just passively ubiquitous, they are an active social force. Deployed by the heritage industry and reproduced *ad infinitum* by heritage “consumers”, they now shape what those consumers – tourists and residents alike – expect and demand of historic environments. The result is that images increasingly set the standard for conservation practice, rather than the other way around. Indeed, at times they actually produce the heritage object: the various reconstruction projects carried out in recent years in Germany and elsewhere are such instances of images being translated into built form. To use Baudrillard’s analogy, in the field of heritage today “it is the map that engenders the territory”⁸.

But the most recent changes go even further than this. For the total visualization of culture is just one aspect of another, even more fundamental and consequential development, namely the “digitalization” of culture, the dissolution of culture into data. This is the truly revolutionary change, and its implications for monuments and for the

4 Cf. C. Enss/G. Vinken (ed.), *Produkt Altstadt. The Making of the Old Town*, Bielefeld 2016.

5 E. Bacher, *Denkmalforschung und Kunstwissenschaft*, in: T. Gaehtgens (ed.), *Künstlerischer Austausch / Artistic Exchange*, vol. 3, Berlin 1993, p. 326.

6 D. Levy/N. Sznajder quoted in M. Grellert, *Immaterielle Zeugnisse – Synagogen in Deutschland. Potentiale digitaler Technologien für das Erinnern zerstörter Architektur*, Bielefeld 2007, p. 173.

7 B. Serexhe, *Das Wahre und das Echte in einer Welt der gefälschten Bilder*, in: I. Scheurmann/H. R. Meier, *Echt – alt – schön – wahr. Zeitschichten der Denkmalpflege*, Munich 2006, pp. 27-28.

8 J. Baudrillard, *Simulations*, New York 1983, p. 2.

theory and practice of conservation, for our entire relationship with the past as understood through its artefacts, are both far-reaching and unforeseeable. At the start of the digital age, thinkers such as Baudrillard and Eco, building on Walter Benjamin, suggested that perfect and infinite reproducibility was already undermining “the difference between ‘true’ and ‘false’, ‘real’ and ‘imaginary’” and would eventually erase that difference altogether.⁹ Today some would argue that the process is complete. When it comes to architectural heritage, according to Serexhe, “Traditional concepts of reality have long since become unstable. [...] Since the thoroughgoing digitalization of nearly every expression of culture [...] we no longer know what is real and true and we can no longer determine, in particular in the encounter with the historic object, whether it is an authentic object, a well-meant restorationist imitation, a visually deceptive simulation or an augmented or even a purely virtual reality.”¹⁰

In other words, digitalization is calling into question the very concept, so central to conservation principle and practice, of authenticity. At least since the early 20th century, authenticity has been conceived as anchored in the material substance of the heritage object. The original historical fabric of a monument is understood as the necessary “substrate” (Dehio) for our perceptions of heritage value; it is the fixed, durable and thus constantly verifiable point of reference necessary for making meaningful judgements about the past. More recent considerations of authenticity have expanded and reworked the concept to also take account of the notion of “intangible heritage”.¹¹ What remains core to authenticity, however, is “credibility”. Thus in the Nara Document on Authenticity (ICOMOS 1994), the authenticity of heritage, no matter what form it takes, is a function of the “credibility or truthfulness” of the sources on which knowledge about that heritage is based.¹²

But with the advent of digitalization, precisely this “credibility” has become problematic. For both the sources and the knowledge – and increasingly also the objects themselves – are becoming comprised of data, and data, unlike substance, is free-floating; it is not fixed or durable, it offers no resistance to manipulation, to reshuffling, recombination and reassembly. This is of course part of what gives it such tremendous power and potential. But data’s malleability also means that “credible” is no longer necessarily synonymous with “truthful”, as in the Nara Document. Instead, with data, “credibility” is more a function of convincing presentation – which in our visualized culture very often means “realistic” images. And it is above all in the generation of such images that digi-

9 Ibid., p. 5.

10 B. Serexhe, Are you born digital? Virtualität versus Authentizität, in: K. Hoffmann/I. Scheurmann (ed.), Kommunizieren – Partizipieren. Neue Wege der Denkmalvermittlung, Bonn 2012, p. 206.

11 UNESCO, Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage, Paris 2003.

12 UNESCO/ICCROM/ICOMOS, The Nara Document on Authenticity, Nara 1994, Articles 9 through 13.

tal technologies truly excel. As Serexhe notes, distinguishing the “truthful” from the merely “credible” is getting harder to do the better our imaging technology becomes, and this technology is becoming very good indeed: already now it is difficult to tell the difference between a photograph and a photo-realistic digital image, especially given contemporary viewing habits in which the suspension of disbelief has become automatic. Once we reach the goal of full virtual reality, *Matrix*-style,¹³ the erasure of the distinction will be complete – and, it could be argued, genuinely meaningless.

In any case, like the character “Cypher” in *The Matrix*, we do not seem especially concerned about whether heritage is truthful or merely credible: evidence and experience in recent years suggest that we are not only prepared to accept simulations, but we even prefer their “sparkling newness” to the “shabbiness” of the originals.¹⁴ Digitized heritage is certainly more convenient – cheaper, cleaner, more accessible – and with improving Virtual Reality, soon even the haptic and phenomenological experience of architecture – that which has always seemed ultimately to separate the real object from its simulation – may become superfluous.¹⁵ All of which begs the question, likewise posed by Serexhe, “of whether the experience of the true and the real, and with it the credibility of human experience itself, is really necessarily dependent on the conservation of the material substance of the objects of perception [*Wahr-Nehmung*], or whether these objects can be replaced by their digital images without a substantial loss in richness of experience.”¹⁶

In other words: where do visuality and digitality leave the architectural heritage object, and with it the field of heritage conservation? Must they at some point render the heritage object redundant?

Existential questions of this kind are of course very difficult for the field of heritage conservation to face. The anxiety they are causing finds reflection, for example, in the plans for next big milestone event in Europe, the “European Year of Cultural Heritage” to be held in 2018. The concept paper for the “Heritage Year”, prepared by the *Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz* in September 2015, identifies the digitization of heritage objects as a goal within the larger “digital agenda” for Europe and makes much of technologies’ potential for conservation in the areas of research and above all interpretation and communication.¹⁷ At the same time, its authors are careful to point out that “[d]igitization is not a substitute for the authentic but rather enables a better approach to

13 *The Wachowski Brothers* (dir.), *The Matrix*, Warner Bros. 1999.

14 D. Favro, *Se non è vero, è ben trovato* (If Not True, It Is Well Conceived): Digital Immersive Reconstructions of Historical Environments, in: *Journal of the Society of Architectural Historians* 3 (2012), p. 274; A. L. Huxtable, *The Unreal America. Architecture and Illusion*, New York 1997, p. 82.

15 M. Grellert (as in note 6), p. 11.

16 B. Serexhe (as in note 7), p. 28.

17 *Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz*, *Sharing Heritage: Europäisches Kulturerbejahr 2018*, Berlin 2015, *passim*.

the authentic and its appreciation.”¹⁸ Similarly, the European Parliament’s recent resolution on “An integrated approach to cultural heritage for Europe” asserts that digital records “would never replace access to the original heritage or the associated social benefits of traditional forms of participation in culture” and warns that their creation “should not lead to negligence in the conservation of originals”.¹⁹

A systematic exploration of the “opportunities and risks” of digitalization and digitization²⁰ for heritage is to take place under Dutch leadership in the European Council during 2016.²¹ It is to be hoped that the discussion will also address these existential questions, as well as the further ones they inspire: if heritage becomes digitalized/digitized, what becomes of the search for difference and for alternatives to the digital and global that inspired the postmodern heritage boom in the first place, and that still seems to be a central concern? Will that search be abandoned, or will it simply find other objects? Will we see, are we already seeing, the migration of the qualities sought in heritage, namely difference and authenticity themselves, to the image, to the digitization or digital representation? Is such a migration possible, or does it represent an insoluble paradox?

Eco suggested in 1973 that “everything looks real, therefore it is real”, and that “authenticity [...] is not historical, but visual.”²² At the time he meant it as a provocation, but over 40 years later the idea no longer seems so radical. While its validity may still be open to debate, in any case it must be addressed. For as Eco concluded, if nothing else, the fact that the digital *seems* real is real.

2. Heritage Conservation and the Digital Humanities

Information technologies truly seem to have arrived in the humanities, and not least in the areas of cultural heritage and conservation. But if the “computational” or “digital turn” has now been made, it was certainly a long time in coming. The reasons are not

18 Ibid., p. 11.

19 European Parliament resolution “Towards an integrated approach to cultural heritage for Europe”, 8 September 2015, paragraph 45. www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=-//EP//TEXT+TA+P8-TA-2015-0293+0+DOC+XML+V0//EN [28.03.2016].

20 “Digitalization” refers here to the adoption and application of a broad range of digital methodologies and technologies in a field of activity, whereas “digitization” designates the transposition of a knowledge source (e.g. an object or document) from one form (e.g. material or analog) into digital form, for example by scanning.

21 *Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz* (as in note 17), note 26. The “opportunities and limitations” of the digital in conservation will likewise be the focus of the Working Group on Theory and Education in Conservation (Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege) at its annual conference in October 2016; www.ak-tld.de [28.03.2016].

22 U. Eco, *Faith in Fakes: Travels in Hyperreality* (Il costume di casa, 1973), trans. William Weaver, San Diego and New York 1986, pp. 15-16.

difficult to guess at: the kinds of knowledge that lend themselves to study using computers – knowledge that can be expressed numerically and analyzed algorithmically – are not typically those that interest the humanities, with its focus on “questions of aesthetics, existence and meaning”.²³ Computing methodologies were (and still are) regarded by many humanists with mistrust, and advocates of those methodologies still face a “hard sell” among classically-trained and traditionally-minded academics.²⁴ But while “Digital Humanities” is still a new term in academia and has not yet lost its slightly oxymoronic ring, it is making rapid headway: the number of research initiatives, scholarly publications, academic conferences, study programs and teaching positions dedicated to “DH” has grown explosively in the past few years and the trend shows no sign of slowing.²⁵ In a now-famous blog post from the Modern Language Association convention in Philadelphia in 2009, William Pannacker declared that in his field at least, “resistance is futile”.²⁶ The same can meanwhile be said for most other humanities disciplines, including art history.

For its part, heritage conservation is only just discovering DH, and truly rigorous theorization has yet to begin. To be sure, digital techniques and technologies have been in use here (as in the architectural design field) for some time: they are key tools in the visualization of heritage objects, in processes of measuring and monitoring, and in the planning of interventions as well as their physical execution. Digital modeling for presentation has likewise become integral to the field since Manfred Koob completed his 3D model of Cluny III in 1989.²⁷ Yet as the authors of one of the most recent publications on the use of digital technologies in conservation note, “a gap exists between the growing role and the professionalization of the visual reconstruction of the historical and [...] the theoretical background” of such activity.²⁸ Indeed, the current push to institutionalize digital approaches is largely outstripping the development of a basis of theoretical principles for their application. As in any new area, much of this work must necessarily be accomplished *in medias res*. But if that is to happen, the new programs must aspire to more than further professionalization, more than the wider adoption and optimization

23 P. Cohen, Digital Keys for Unlocking the Humanities' Riches. Humanities Scholars Embrace Digital Technology, in: The New York Times, 16.11.2010.

24 M. Kirschenbaum, What Is Digital Humanities and What's It Doing in English Departments?, in: ADE Bulletin 150 (2010).

25 See for example M. K. Gold (ed.), Debates in the Digital Humanities, Minneapolis 2012; S. Schreibman et al., A New Companion to the Digital Humanities, Chichester 2016.

26 W. Pannacker, The MLA and the Digital Humanities, 28 December 2009; www.hastac.org/blogs/nancyholliman/2009/12/30/mla-and-digital-humanities [28.03.2016].

27 M. Koob, Architectura virtualis, in: M. Frings (ed.), Der Modelle Tugend. CAD und die neuen Räume der Kunstgeschichte, Weimar 2001.

28 S. Hoppe/S. Breitling (ed.), Virtual Palaces, Part II: Lost Palaces and their Afterlife. Virtual reconstruction between science and media, Munich 2016, p. 13.

of technologies. And that means being clear about their purpose. To what end is digitalization being pursued in heritage conservation, and what contribution can DH really make to the discipline?

These questions are not idle ones, for despite the current enthusiasm for the digital and its seeming inevitability, their answers are by no means obvious. For one thing, conservation is a field that has always had to fight for legitimacy and social relevance, that has always had to argue the value of the heritage object as an historical document and the need to observe strict ethical principles in its handling. In this situation, digitalization – which, as suggested above, contains within it the notion of the manipulability and ultimate dispensability of the heritage object – would seem only to make the struggle more difficult. This being the case, why push so hard to digitalize the field? A cynic might suggest that the embrace of tools and techniques drawn from the exact sciences and the worlds of technology and industry is merely an attempt to confer the legitimacy and relevance of “science” on an area that could otherwise be criticized as lacking them. If this is so, architectural conservation would not be the only field in which it is happening. Speaking of the humanities as a whole, cultural and media theorist Gary Hall asks: “Can this turn toward the sciences [...] be regarded as a response [...] to the perceived lack of credibility, if not obsolescence, of [the humanities’ own traditional] metanarratives of legitimation: the life of the spirit and the Enlightenment but also Marxism, psychoanalysis, and so forth? Indeed, are the sciences today to be regarded as answering many humanities questions more convincingly than the humanities themselves?”²⁹

As Hall goes on to suggest, the embrace of digitality can be seen as an attempt to (re)establish a connection to a society that prioritizes instrumentality and functionality, and one that allots its resources – including funding for education – accordingly. It is therefore legitimate to question whether “the interest in computing [represents] a strategic decision on the part of some of those in the humanities”, whether it is a “means of defending [the humanities] through the transformation of their knowledge and learning into quantities of information–deliverables”.³⁰ In any event there can be no question that the strategy works, as evidenced by recent examples of significant government investment in academic programs in architectural conservation that propose to adopt a technologies focus.³¹ And it is clear that “deliverables” are the ultimate concern of the large-scale EU initiatives that have funds to distribute, including that behind the European Year of Cultural Heritage 2018: all place their emphasis firmly

29 G. Hall, There are no digital humanities, in: *Debates in the Digital Humanities*, Minneapolis 2012; www.dhdebates.gc.cuny.edu/debates/text/21 [28.03.2016].

30 *Ibid.*

31 An example is the program currently being developed at Bamberg University in Germany, see: www.uni-bamberg.de/iadk/denkmalkunde/news/neuer-masterstudiengang-digitale-denkmaltechnologien/ [28.03.2016].

on the maximization of heritage's potential as a motor of economic development, and all present digitalization as key to this.³² In fact, as Serexhe notes, it is now easier to get EU funding for digitization initiatives than for the completion of physical conservation measures on actual heritage objects.³³ Whether all this is really good for the discipline is debatable.

But putting cynical thoughts aside, a more fundamental reason to question the pursuit of digitalization in heritage conservation lies with the fact that if there is one thing digital technologies most certainly bring to the field, it is problems and challenges. As a survey of the most recent literature shows, many if not all of these challenges arise directly out of the "dazzling possibilities"³⁴ that technologies offer, out of their enormous potential and seemingly limitless power. This includes the power to collect and store information and the associated challenge of managing vast amounts of data. Indeed, standing at the side of Benjamin's famous Angel of History we must now imagine Gadamer's more humble but equally desperate "Archivist", who "ponders anxiously how he is supposed to [...] administer the masses of information that continue to swell alarmingly, year in and year out."³⁵ Not only must this information be securely and sustainably stored – a challenge all its own – but it must also be accessible, and not only accessible, but also usable: that is, it must be possible to sort, delimit and cross-reference the data in ways that produce meaningful insights. And above all, these insights must be communicable: they must be comprehensible not only to the technician and the expert, but also to the layman or the expert in another field – for what the "administration" of information really entails, Gadamer reminds us, is the ability to "pass it on to others".³⁶ For these reasons the gathering of data cannot be an end in itself, no matter how much power our digital tools give us to do so, or how satisfying and reassuring the capture may be.³⁷ Otherwise these tools do not so much support and enhance as threaten conservation's core values, including its much-vaunted interdisciplinary quality and its essential public mission.

The communication of research insights is of course one of the primary uses to which data can be put in heritage conservation, as previously noted. It could in fact be said that at present, the modeling of lost or incomplete buildings and historic environments

32 *Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz* (as in note 17), p. 5 and passim.

33 B. Serexhe (as in note 10), p. 208.

34 S. Hoppe/S. Breitling, *Virtual Palaces, Digital Images – An Introduction*, in: S. Hoppe/S. Breitling (as in note 28), p. 13.

35 H.-G. Gadamer, *Theorie, Technik, Praxis* (1972), in: H.-G. Gadamer, *Neuere Philosophie II*, Tübingen 1987, p. 248.

36 *Ibid.*

37 J. Baudrillard (as in note 8), p. 19; H. U. Reck, *Totales Erinnern und Vergessensphobie – Aktueller Gedächtniskult und digitale Speichereuphorie*, in: *Kunstforum International* 148 (1999-2000), pp. 46-50.



Fig 1: Photo-realistic rendering of the lost 17th-century Hall of Giants in Dresden Castle, generated at the Technical University of Darmstadt in 2011; Copyright: Technical University Darmstadt, Department Information and Communication Technologies in Architecture.

comprises most of what it means to engage with the Digital Humanities in conservation. But here too are problems that can only be addressed effectively if there is clarity as to objectives. For as suggested above, technologies have made astonishing advances in recent years, such that it is now possible to generate images and models that are eminently “credible”, that appear to reflect reality in the same way as do photographs (Fig. 1). Presented with such images, even today’s media-savvy viewer tends to confer on them the same “virtually unlimited authority” that photographs typically receive.³⁸ And once given this authority, images tend to have a “preemptive” effect, to establish and entrench themselves and to limit the viewer’s ability to accept alternatives.³⁹ For these reasons it is incumbent upon modelers to make conscious and principled decisions about their use of photo-realism – including when to forego the illusion of reality as inappropriate. And this would seem to be the case whenever illusion enhances “credibility” but does

38 S. Sontag, *On Photography* (1977), in: D. Rieff (ed.), *Susan Sontag. Essays of the 1960s & 1970s*, New York 2013, pp. 119-120.

39 T. Chandler/M. Polkinghorne, *A Review of Sources for Visualizing the Royal Palace of Angkor, Cambodia, in the 13th Century*, in: S. Hoppe/S. Breitling (as in note 28), p. 163.



Fig 2: Visualized uncertainty in a digital reconstruction of the ruined medieval synagogue at Speyer, created in 2004; Copyright: Architectura Virtualis GmbH.

not serve “truthfulness”; for as suggested above, the two can no longer be considered synonymous, and it is truthfulness alone – at least according to the conventional understanding – that guarantees authenticity.

The modeler’s responsibility to “ensure the scientific validity” of his work must therefore include making sure not only that the information on which it is based is “reliable and verifiable”, but also that the all-important distinction between the credible and the truthful remains clear and perceptible.⁴⁰ To be sure, this is more easily said than done. Methodologically it presents a challenge, since as various researchers note, “in a digital or analog model [as opposed to an impressionistic sketch], everything must be constructed in an unambiguous manner, and nothing can be graphically blurry”.⁴¹ To resolve this, modelers have worked out ways of “visualizing uncertainty”; that is, of visibly indicating the degree to which a digital reconstruction (or elements thereof) is based on reliable and verifiable sources (Fig. 2).⁴² Such strategies present rough parallels to the

40 P. Martens, Introduction, in: P. Martens (ed.), *Virtual Palaces, Part I: Digitizing and Modelling Palaces*, Munich 2016, p. 9.

41 S. Breitling et al., Building Knowledge Spaces. Scientific Reconstruction and Modeling of the Medieval City of Bamberg, in: S. Hoppe/S. Breitling (as in note 28), p. 204.

42 D. Lengyel/C. Toulouse, Visualization of Uncertainty in Archaeological Reconstructions, in: S. Hoppe/S. Breitling (as in note 28), pp. 103-118.

tenet of “distinguishability” of original substance from intervention that is accepted, at least in principle, for restoration work on actual buildings, as set down in the Venice Charter of 1964.⁴³ Just as in real restoration work, however, holding the principled line is not only a methodological but also a cultural challenge, for “[o]bviously visualized uncertainty will rarely look realistic.”⁴⁴ Sticklers for principle (just like conscientious restorers) may have no difficulty with this, and some may even see a lack of realism as a positive advantage, as it “give[s] the observer’s fantasy and intellect room to play”.⁴⁵ But for most, the temptation to take advantage of the “dazzling possibilities” of photo-realistic modeling and VR is irresistible, as is the pressure to satisfy expectations – especially given the high financial stakes that are often involved. Indeed, digital modeling is big business: not only is it an indispensable tool in architectural design, but it has also become a primary medium for the marketing of building proposals and the promotion of real-estate development schemes, including those involving “heritage” environments. And business considerations are no less a factor in institutions such as museums, where digital reconstructions are likewise becoming more and more important as instruments of presentation and interpretation. For in the end museums too are dependent on revenues from visitors and thus must try to offer the most “emotionally engaging” experience possible.⁴⁶

Hence while methods of uncertainty visualization are becoming ever more sophisticated, the reality is that photo-realism remains “the gold standard of digital modeling”.⁴⁷ Nor does the acknowledgement that “researchers have different interests from those of laymen”⁴⁸ necessarily resolve the difficulty. The proposal to create separate models for these two groups, for example, or to establish a system for distinguishing between “expert-approved” or “certified” and “non-certified” images and models⁴⁹ seems unrealistic – for how is this distinction to be maintained, how are these fluid streams of information to be kept from mixing in the vast common ocean of imagery and data now circulating around the planet? As noted, they are not kept separate in the museum, which has more than a nominal claim to expert authority; they are not even separate at the university, where this claim is explicit and carries with it an enormous additional burden of

43 ICOMOS, International Charter for the Conservation and Restoration of Monuments and Sites, Venice 1964, Article 12.

44 D. Lengyel/C. Toulouse (as in note 42), p. 104.

45 S. Breitling et al. (as in note 41), p. 203.

46 M. Grellert (as in note 6), p. 58 and passim.

47 D. Favro (as in note 14), p. 273.

48 M. Koob (as in note 27), p. 22.

49 M. Grellert/H. Svensohn, *Rekonstruktion ohne Befund?*, in: A. Diener (ed.), *Befund und Rekonstruktion*, Paderborn 2010, p. 198.

ethical responsibility.⁵⁰ Thus when some researchers⁵¹ insist on maintaining the distinction, they are in fact maintaining a fiction.

Perhaps the greatest problem posed by the “computational turn” in heritage conservation, however, as in the humanities more generally, is the familiar danger inherent in the embrace of scientific positivism. For if science legitimates, it is because it carries a claim to objective and definitive truth, today no less than in the past. Such claims can have a strangling effect, foreclosing critical inquiry, and for this reason they are deadly for any discipline. In the humanities, moreover, it can be argued – as Gadamer does – that the scientific method as such, and the methodologies developed in the exact sciences in particular, not only reach the limits of their useful application, they in fact overreach their competencies, including the competency to recognize their limitations. Referring to the field of medicine, Gadamer observes that “pure medical science as such is not competent to apply its knowledge in practice, since in practice, other things entirely – values, habits, preferences and even personal interest – also come into play.”⁵² The same might be said of the field of heritage conservation: here too there is a sense in which its central concerns – memory, place attachment, social values and their negotiation, feelings of continuity and belonging, orientation in time and space, confrontation with mortality and the aspiration to transcend it – cannot be accessed, described or analyzed using the scientific method, much less using digital means. And just as in medicine, not only do these means fail to improve access, they may actually hinder it. This is not the least of the reasons why conservation, like other fields in the humanities, has been slow in adopting digitality: while “science” bestows many advantages and offers powerful tools, when the limits of its competency are not recognized and respected, it risks hampering the field in reaching the core of what heritage is all about.

In fact many of the advantages of digitalization and digitization highlighted in the scholarly literature as well as in documents such as the concept paper for the European Year of Cultural Heritage 2018 reveal a serious downside on closer examination. Their potential to democratize access to heritage, to facilitate knowledge transfer and to make often difficult material more comprehensible and engaging are all susceptible to criticism. So too is the notion of the digital as a more secure and permanent format for preserving monuments in a world where they are increasingly at risk of destruction

50 One example is the program in “Digitales Gestalten” at the Technical University of Darmstadt, which has generated dozens of digital models for museum and other use since 1990. See *M. Grellert/M. Pfarr-Harfst, 25 Years of Virtual Reconstructions*. Project Report of Department Information and Communication Technology in Architecture at Technische Universität Darmstadt, in: Proceedings of the 18th International Conference on Cultural Technologies 2013, Vienna 2014; www.chnt.at/wp-content/uploads/Grellert_Pfarr-Harfst_2014.pdf [28.03.2013].

51 *P. Martens* (as in note 40), p. 10.

52 *H.-G. Gadamer* (as in note 35), p. 257; *Cf. E. Bacher* (as in note 4), pp. 327-328.



Fig 3: “Dear Palace, never fear, they’ll rebuild you!”
Graffiti on the half-demolished Palast der Republik in Berlin, February 2006;
Photo: *Pieter Snoeck*.

through violence, natural disaster or simple overuse. Aside from the fact that digital platforms are neither truly permanent nor especially secure, the notion that digitized monuments can stand in for the originals or compensate their loss carries the implication – as Eco pointed out⁵³ – that they could also displace them. This is hardly consistent with the goal of long-term sustainability, and at the very least it trivializes the consequences of destruction (Fig. 3).

All this is not to say that even with the problems they raise, digital technologies are not worth pursuing. With their virtually limitless capacity to acquire, secure and store information, they promise to fulfill the researcher’s dream of a “comprehensive memory”; they offer a way to integrate many different types of information on one platform for a complete overview, thus bringing us closer to the “realization of the encyclopaedic ideal”.⁵⁴ And their capacity to shuffle this information and arrange it in new ways can “offe[r] provocations, surfac[e] evidence, sugges[t] patterns and structures, or adumbrat[e] trends” that are potentially fruitful.⁵⁵ These are all significant benefits, to be sure. The question is: are they enough? Can digital approaches be more than a “significant aid”, more than a complement or alternative to traditional modes and methods of visualization? Can they do more than “add value” to these methods by being “faster and

53 U. Eco (as in note 22), p. 19.

54 F. Haas, *Dresden City Models*. On the interrelation of digital reconstructions and the image of a city, in: *Digital Heritage 2* (2013), p. 102; A. Assmann quoted in: M. Grellert (as in note 6), p. 165.

55 J. Unsworth quoted in D. Berry, *The Computational Turn: Thinking about the digital humanities*, in: *Culture Machine 12* (2011), p. 12.

more precise”, more convenient?⁵⁶ Can they in fact go beyond mere digitization to contribute to the “constitution of a different form of society”,⁵⁷ as some DH theorists suggest? Can the “direct, practical use of techniques and methodologies drawn from computer science and various fields related to it [help] to produce a major alteration in the status and nature of knowledge and indeed the human subject” in the field of heritage conservation, as some see it doing in areas such as literary studies?⁵⁸

As yet there are no clear answers to these questions. All that can be said for certain is that digitality is contributing to changes in our understanding of heritage – and these changes are nothing if not exciting. One of them, as suggested above, is the shift in the status of the reproduction as regards the concept of authenticity. For if, according to Benjamin, “[t]he presence of the original is the prerequisite to the concept of authenticity”,⁵⁹ then the fact that digitizations are now understood as authentic means that they have transcended the category of mere reproductions to become new originals in their own right. This seems confirmed by UNESCO’s 2003 Charter on the Preservation of Digital Heritage, which regards not only “born digital” works but also digitizations of heritage objects (scans etc.) as preservation-worthy, and thus accords them equal status to the “existing analogue resources” from which they are taken.⁶⁰ The conclusions that can be drawn from this are various, but at least one of them is offered by the American digital artist Douglas Davis: “[T]he aura, supple and elastic, has stretched far beyond the boundaries of Benjamin’s prophecy into the rich realm of reproduction itself. Here in this realm [...] both originality and traditional truth (symbolized by unadorned photographic ‘fact’) are being enhanced, not betrayed.”⁶¹

3. *The Value of Heritage in the Digital Age*

If, in heritage conservation’s turn to digitality, the legitimacy and social relevance of the field is the fundamental issue, then the key to resolving this issue will lie in retaining conservation’s ability to present society with rich alternatives to current reality, in enhancing its capacity to provide answers to humanity’s search for difference and

56 S. Hoppe/S. Breitling (as in note 34), p. 12; K. De Jonge, Preface, in: S. Hoppe/S. Breitling (as in note 28), p. 9; H. Messmer, The Beginnings of Digital Visualization of Historical Architecture in the Academic Field, in: *Ibid.*, pp. 22, 32.

57 G. Hall (as in note 29).

58 *Ibid.*

59 W. Benjamin, The Work of Art in the Age of Mechanical Reproduction, in: W. Benjamin, *Illuminations*, trans. H. Zohn, London 1970, p. 220.

60 UNESCO, Charter on the Preservation of Digital Heritage, 15 October 2003, Article 1.

61 D. Davis, The Work of Art in the Age of Digital Reproduction (An Evolving Thesis: 1991-1995), in: Leonardo 5 (1995), p. 381.

authenticity in the face of digitalization and globalization.⁶² For though they may be addicted to “visual pornography”, people really are looking for alternatives to globalized monoculture. For this reason alone – to take the optimistic view – the heritage industry is doomed eventually to fail, as it is itself an element of globalization and a component of monoculture; and by the same token, its heritage product, being devoid of the qualities (contextuality, particularity) that engendered the market for heritage in the first place, must at some point be rejected. When this happens, it is essential that alternatives still exist; ensuring that they do is thus a primary task and responsibility of conservation. But to achieve it, the field must undertake one thing above all: it must engage seriously with people’s hunger and longing for the past. Among other things this means putting aside whatever reservations it may have about the motives and impulses behind that hunger. Regarding these impulses, a recent call for papers on the theme of “nostalgia” asks the following series of questions: “Is [nostalgia] merely a displacement strategy for a world convulsed by social, political, economic, and environmental crisis, or is there something salvageable in its longing for a prior wholeness, in its desire to seek out a moment when the new was still possible? Should nostalgia be condemned as an ethical and aesthetic failure? Is nostalgia a hindrance to making it new; a symptom of lateness, of a loss of the future? Or can nostalgia be a productive force that provides, both for the self and society, insights into our present?”⁶³

Many in the field of heritage conservation obviously believe that through their activity, nostalgia can indeed be a “productive force”. But clearly this cannot mean climbing into bed with the heritage industry. On the contrary, the field must retain its integrity, must maintain its distinction from the heritage industry; it must resist cooptation by that industry, for example by resisting pressure to aid and abet it in the generation of heritage products in whatever form. To quote the inimitable Ada Louise Huxtable, it must break away from the heritage industry’s understanding of “shopping [as] the end of the preservation rainbow”.⁶⁴

This is not to say that conservation must try to remove itself from the systems of production and consumption, to hold itself aloof from phenomena such as tourism, entertainment and city marketing. Not only is this impossible, but the attempt can only exacerbate the crisis of social relevance in which the field finds itself.⁶⁵ The challenge is far more to counter some of the effects of these phenomena, including homogenization and

62 U. Koch, *Erinnern – eine Notwendigkeit*, in: I. Kowarik et al., *Naturschutz und Denkmalpflege*, Zürich 1998, p. 34. Cf. A. L. Huxtable (as in note 14), pp. 16, 19.

63 Call for papers for *The Dandelion Journal*, Birkbeck College, University of London, 9 March 2016; www.arthist.net/archive/12422 [28.03.2013].

64 A. L. Huxtable (as in note 14), p. 95.

65 See B. Sterra (ed.), *In guter Gesellschaft? Die Rolle der Denkmalpflege in Stadtmarketing und Tourismus*, Dresden 2016.

the way it reduces the tolerance of the consumer and the tourist for difference – the very difference he is seeking. Part of conservation’s task is thus to promote and teach openness and receptivity to difference, including a readiness to undertake the mental work of understanding a heritage object rather than simply settling for the “quick consumption of a representative image”.⁶⁶ Only in this way can tourists and all citizens genuinely benefit from heritage as a resource. Nor should we conclude that images and digitality cannot be a part of this effort; indeed they must, since like tourism and marketing, “digitality is with us”.⁶⁷ The challenge is rather to become active against the unthinking embrace of digital technologies in connection with heritage, both in the public sphere and also within the field. At the very least, conservation must practice and teach skepticism with regard to the products of digitality: it must promote literacy in the digital media of representation and critical competence with regard to digital modes of visuality – beginning with a basic *unwillingness* to suspend disbelief. At bottom this is more than just a matter of the viability of the heritage conservation field in the digital future, it is a question of its moral responsibility to support the ability of citizens to act conscientiously as political beings.

Finally, to be in a position to provide genuine alternatives to current reality in the digital age, heritage conservation must recommit itself to some fundamental principles and values. It must continue to offer objects that are resistant to manipulation and that are open to constant and unlimited interrogation, both on the questions concerning us today and on those we will ask tomorrow. And it must offer objects that are fundamentally human: objects that take account of our nature as physical beings not only by acknowledging the haptic basis of architectural experience, but also by accepting and embracing both buildings and humans as perishable and mortal. To do this, it may be necessary to reinvest attention and effort into the analog realm of materiality. For in the internet age, it is the analog and not the digital that represents the sphere of alterity: it is the object, with its “resistant, unwieldy materiality”, that alone “refuses transformation into information”.⁶⁸ In turn, such reinvestment in material heritage objects could enhance our appreciation of digital forms: for as Baudrillard said of maps and the territory they chart, it is “the sovereign difference between them [...] [that is] the abstraction’s charm [...] It is the difference which forms the poetry of the map and the charm of the territory, the magic of the concept and the charm of the real.”⁶⁹

66 I. Scheurmann, Tot Gesagte leben länger. Georg Dehio und die gegenwärtige Denkmalpflege, in: I. Scheurmann (ed.), *ZeitSchichten. Denkmalpflege in Deutschland*, Dresden 2005, p. 74.

67 J. Baudrillard (as in note 8), p. 115.

68 A. Assmann quoted in M. Grellert (as in note 6), p. 171.

69 J. Baudrillard (as in note 8), pp. 2-3.

Denkmalpflege 2018: Transparenz, Partizipation, Allianzen

1975 war das Europäische Denkmalschutzjahr. 2018 soll wieder ein European Cultural Heritage Year stattfinden. 1975 war von einem europaweiten Aufbruch geprägt, in dessen Folge die Wertschätzung, Bewahrung und Vermittlung des kulturellen Erbes zum gesellschaftlichen Standard wurde. Die Wertschätzung des kulturellen Erbes hat sich seither steigern können zu einer selbstverständlichen Konstante unserer jeweiligen europäischen Gesellschaften. Auch in Deutschland ist seither der enorme Kraftakt geleistet worden – insbesondere auch nach der Wiedervereinigung 1990 –, zahllose Bau- und Kunstdenkmale zu bewahren, instandzusetzen, neu zu nutzen und ihre Bedeutung zu vermitteln. Denkmale sind mehr denn je zum wesentlichen Faktor der Identitätsbildung unserer Gesellschaften geworden. Zugleich ist es um die Akzeptanz des Denkmalschutzes als rechtlich-organisatorischer Institution schwieriger bestellt. Er wird eher als Sand im gesellschaftlichen Getriebe angesehen. Woran liegt dieser Widerspruch?

1. Anamnese

Denkmalpflege¹ ist die Bündelung aller gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, administrativen, investiven und planerischen Aktivitäten zur Bewahrung des materiellen kulturellen und geschichtlichen Erbes. Denkmalpflege ist also weder nur ein „Fach“ noch nur eine amtliche Institution, sondern ein gesellschaftliches Oberziel wie Naturschutz oder der Schutz der Familie. Als solches ist Denkmalpflege in vielen Verfassungen deutscher Bundesländer festgeschrieben.

Denkmalpflege wird also von der Gesellschaft und ihren Akteuren betrieben (oder auch nicht): vor allen anderen sind es die Denkmaleigentümer und ihre Auftragnehmer wie Architekten, Fachplaner und Handwerker. Politiker und Verwaltungen in Bund, Ländern und Kommunen entscheiden darüber, ob das Oberziel Denkmalpflege eine

1 Im folgenden wird „Denkmalpflege“ als Synonym für Bau- und Kunstdenkmalpflege verwendet. Selbstverständlich gehört zur Denkmalpflege auch die Bewahrung der Bodendenkmale. Da sie rechtssystematisch und wissenschaftsmethodisch durchaus anderen Regeln unterliegt und in der Öffentlichkeit anders wahrgenommen wird, soll die Bodendenkmalpflege hier ausgeblendet bleiben.

wichtige oder eine marginale Rolle spielt. Bürgerschaftliche Initiativen, Vereine und Stiftungen sorgen sich um und sorgen für Denkmale. Die Denkmalpflegeämter und die Denkmalschutzbehörden haben in diesem Netzwerk als Hauptaufgaben zugewiesen bekommen, verlässliche wissenschaftliche Dienstleister sowie Datenspeicher/-produzenten zu sein bzw. das Denkmalschutzgesetz anzuwenden.

Aus der – subjektiven – Perspektive des denkmalamtlichen Alltags erscheint es manchmal so, als seien allein Denkmalbehörden diejenigen, die dieses gesellschaftliche Oberziel zu vertreten haben. Aktive Zustimmung von Bauherren, Planern und Politikern zu denkmalpflegerischen Zielen und damit verbundenen Einschränkungen im Umbauen und Umnutzen gibt es durchaus, doch scheint die Bandbreite der Reaktionen eher zwischen passivem Erdulden und zähem Widerstand gegen denkmalpflegerische Ziele zu liegen. Fallweise Interventionen durch „die Politik“, Gerichtsverfahren, negative Pressemeldungen, Personalabbau in den Behörden, Gesetzesnovellierungen kommen auch vor.

Politikern, kommunalen Akteuren und vielen betroffenen Denkmaleigentümern gehen die Schutzansprüche häufig zu weit. Dass es „zu viel“ Denkmalpflege und Denkmalschutz gäbe, dass „man nicht alles schützen“ könne, dass unsere Städte und Dörfer „kein Museum“ seien sind die Ansagen. In Politik und Immobilienwirtschaft, in Teilen der Planer- und Architektenschaft, bei privaten und öffentlichen Eigentümern ist Überdruß gegen vermeintlich „zu viel“ Denkmalschutz und gegen die aus ihm folgenden Erlaubnisvorbehalte und Mehrkosten unüberhörbar.

Engagierten Denkmalfreunden hingegen sind Denkmalbehörden zuweilen nicht engagiert genug in der Verteidigung des gebauten Erbes; sie sähen sie gerne als kraftvolle Verbündete zur Durchsetzung der jeweiligen Ziele.

Amtliche Denkmalpfleger und Denkmalpflegerinnen brauchen – seit Ferdinand von Quasts Zeiten – eine robuste Frohnatur, um sich immer wieder motivieren zu lassen durch die mannigfaltigen Denkmalwerte, durch die Begeisterung der Besucher des „Tags des offenen Denkmals“ oder anderer Vermittlungsformate, durch das Engagement vieler Vereine und Initiativen, durch den Einsatz vieler freiberuflicher Partner und nicht weniger Denkmaleigentümer, durch die Forschungsergebnisse der Hochschulen, durch das Ausbildungsinteresse des akademischen und handwerklichen Nachwuchses und durch denkmalfreundliches Agieren behördlicher Partner, von Richtern und Politikern. Nie zuvor gab es ein so dichtes und verzweigtes, interdisziplinäres Netzwerk rund um unser kulturelles Erbe. Gäbe es das nicht, wären viele unsere Baudenkmale und Ensembles in einem schlechteren Zustand oder sie wären verschwunden.

Es besteht also eine Spannung zwischen Begeisterung für das kulturelle Erbe einerseits und einer erheblichen Unzufriedenheit über die alltägliche Realität im Denkmalschutz andererseits. Die in einzelnen Bundesländern insbesondere im Umfeld von Wahlen entstehenden Initiativen, Denkmalschutzgesetze oder Behördenstrukturen

zu ändern, sind Reaktion auf diese spürbare Unzufriedenheit. Das Oberziel „Denkmalpflege“ wird bei dieser Kritik nicht unbedingt in Frage gestellt. Doch wie könnte diese Spannung reduziert werden? Wie sähe eine zeitgemäße staatliche Denkmalpflege im Jahre 2016 und danach denn aus? Die Antworten sind unterschiedlich, je nach der Perspektive:

- ▷ „Weniger Denkmale“ sollten es sein, nur die schönen, die eindeutigen, die von der Mehrheit geliebten – sagen nicht wenige Politiker und Bürger.
- ▷ „Mehr Partizipation“, insbesondere bei der Auswahl der Denkmale, ist eine Forderung insbesondere vieler Kommunalpolitiker.
- ▷ „Mehr Vermittlungsarbeit“ wäre nötig, damit mehr Akteure und Bürger Verständnis aufbringen für die Denkmalwerte, aber auch für die Schutzziele und die damit einhergehenden Einschränkungen und Auflagen, so hoffen viele amtliche Denkmalpfleger.
- ▷ „Mehr Fördermittel“ sollten fließen, damit auch bei privaten Denkmaleigentümern, die keine Steuervorteile in Anspruch nehmen können, oder bei institutionellen Denkmalbesitzern der denkmalpflegerische Mehraufwand gelindert werden kann – wünschen sich alle Beteiligten außer den Finanzministern. Die Erfahrung zeigt, dass dort, wo Fördermittel dafür vorhanden sind, die Konflikte und die Frustrationen geringer ausfallen.
- ▷ „Einfachere Genehmigungsvorgänge“ sollten es sein, mit kürzeren Fristen und weniger Nachweispflichten, wünschen sich vor allem Architekten und Denkmaleigentümer.
- ▷ „Verständnisvollere, kundigere, beratungsstarke, pragmatischere amtliche Denkmalpfleger und -schützer“ wünschen sich alle Akteure.
- ▷ „Eine stärkere Lobby mit einem Verbandsklagerecht wie im Naturschutz“ wünschen sich amtliche und ehrenamtliche Denkmalpfleger.

Auch wenn sich die immanenten Zielkonflikte zwischen Bewahrungs- und Entwicklungsinteressen nicht verhindern lassen, sondern nur durch Aushandeln gelöst werden können, so sollte tatsächlich geprüft werden, ob nicht durch punktuelle Organisationsanpassungen manche Reibungen entschärft werden könnten.

Die Organisationsformen von staatlichem Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland stammen aus den 1970er und 1980er Jahren. Zwar sind durch Abschaffung von Einvernehmens-Regelungen in den Denkmalschutzgesetzen die Abwägungs- und Vollzugsentscheidungen in vielen Bundesländern auf die kommunale Ebene verlagert worden, doch die Aufgabenverteilungen zwischen Fachämtern und Schutzbehörden wurden nicht grundsätzlich geändert. Von ihrem Gründungsmythos zehrt die fachamtliche Denkmalpflege bis heute. Habitus und Vermittlungsformate sind ähnlich geblieben: Inventarisatoren „erkennen“, begründen und publizieren die Denkmale. Gebietsreferenten und Spezialisten wie Restauratoren oder Bauforscher setzen die denkmalpflegerischen Ziele fest und bringen Fachwissen zu den Denkmaleigentümern

auf die Baustellen. Arbeitshefte, Zeitschriften und Veranstaltungen vermitteln Inhalte an ein Fachpublikum und die interessierten Bürger.

In der heutigen Jugendsprache werden Dinge oder Haltungen von vorgestern mit „Das ist ja Achtziger“ tituiert. Ist die heute praktizierte Amtsdenkmalpflege auch „Achtziger“? „Old school“ muss nicht schlecht sein, insbesondere bei einer Institution, die mit dem Bewahren historischer Werte beauftragt ist. Manufactum verkauft seine old school-Produkte bekanntlich erfolgreich. Und warum sollte eine behördliche Institution, die sich auf „das Beste der materiellen Kultur zwischen Karl dem Großen und Erich Honecker/Helmut Kohl“ spezialisiert hat, sich übermäßig trendy geben?

Wenn aber „old school“ introvertiertes Datenmanagement, fehlende Augenhöhe bei der Kommunikation, schwierig formulierte Bescheide, nicht ausreichende Zugewandtheit in den Verhandlungen sind, wird Tradition zur Belastung. So oder so ähnlich werden Denkmalbehörden von Teilöffentlichkeiten wahrgenommen, selbst wenn sie nicht durchgehend so sind und sich so verhalten.

Sind Organisation und Habitus der Denkmalbehörden möglicherweise zu autoritär? Es erscheint im Rückblick bemerkenswert, dass in der Zeit der 1970er Jahre, in denen autoritäre Muster in der Gesellschaft überwunden, in denen Mitbestimmung und Partizipation Ideale wurden, für die Bewahrung und Pflege des historischen Erbes keine partizipativen Regularien und Rechtsnormen eingeführt wurden.² Verlässliche Denkmalpflege braucht unterstützende Rechtsnormen – allein schon, um die größtmögliche Gerechtigkeit herzustellen. Verlässliche Denkmalpflege braucht auch wissenschaftliche Grundlagen- und Begleitforschung.

Doch es gibt in der vielstimmigen Kritik an Denkmalschutz und Denkmalpflege eine immer wieder und nahezu überall hörbare Formulierung, die ernst zu nehmen ist, weil sie eine der theoretischen Grundfesten der Denkmalpflege betrifft: Die Denkmalfachämter bestimmen aus der großen Zahl historischer Artefakte diejenigen Gegenstände, die von besonderer Bedeutung und daher im öffentlichen Interesse zu schützen sind. Dieser Auswahlvorgang ist ein rein wissenschaftlicher. Der Staat übernimmt hier mit Hilfe einer eigenen wissenschaftlichen Gutachterorganisation ohne Partizipation³ die Bestimmung der Erinnerungsstücke einer Gesellschaft und ihrer verschiedenen Teilgruppen.

Für einen erheblichen Teil des gebauten kulturellen Erbes sind diese Festsetzungen als Denkmale unstrittig und gesellschaftlicher Konsens. Diese Denkmalsetzungen werden sogar erwartet. Selbst die Ausweisungen sogenannter „unbequemer“ Denkmale, also solcher, die an Krieg, Völkermord, Unrechtsjustiz erinnern, werden akzeptiert und

2 Außer ansatzweise in Nordrhein-Westfalen; dort entscheiden Kommunen selbst, ob sie Denkmalvorschläge des Fachamtes akzeptieren.

3 Ausnahme: Nordrhein-Westfalen

selten kritisiert. Doch gegenüber einem anderen Teil der erkannten und als Denkmale festgelegten Objekte und Sachgesamtheiten wird jedoch von Bürgern und kommunalen Akteuren regelmäßig Unverständnis formuliert: über die Unterschutzstellung von städtischen oder dörflichen Ensembles (Denkmalbereichen) und von vermeintlich banalen Gebäuden.

Dieses Phänomen ist nicht neu. Seit 30 Jahren wird dieses Spannungsfeld denkmalkundlich und denkmalrechtlich beachtet. Die Denkmalbehörden haben hinlänglich in ihren Fachzeitschriften, aber auch bei Führungen, in Denkmaltopographien und anderen Publikationsformaten die besondere Bedeutung der übersummarischen Werte der Ensembles, die Augenhöhe von Hütten gegenüber Palästen, das gleiche Recht der Erinnerung an die Landarbeiter wie an die Gutsherrn erläutert, die architektonischen Leistungen des berühmten Architekten auf gleiche Höhe mit derjenigen des örtlichen Baumeisters oder anonymen Zimmermannes gestellt.

Allein: die Denkmalbehörden haben diese sehr plausiblen denkmalkundlichen und denkmaltheoretischen Argumente nicht so weit vermitteln können, dass die Gegenstände zum unverzichtbaren Bestandteil des kollektiven Gedächtnisses geworden sind. Hinzu kommt, dass weitere Aspekte einer kollektiven Wertschätzung hartnäckig entgegenstehen: ökonomische-funktionale und ein emotionaler Aspekt.

- ▷ Die materielle Erinnerung an das Leben der „kleinen Leute“ ist oft im wahrsten Sinne des Wortes mit 1,80 Deckenhöhe und winzigen Zimmern zu klein; Einfachheit und Schöbigkeit sind, außer im musealen Bereich, schwer zu konservieren; eine denkmalgerechte Reparatur, Modernisierung und energetische Optimierung der einfachen Bauten ist genau so teuer wie die der damals schon solideren Bauten der „Reichen“, ohne anschließend den immobilienwirtschaftlich gleichen Wert zu haben.
- ▷ Lokale Akteure und Bürger kritisieren Fachbehörden regelmäßig, dass behördlich bestimmt werde, welche Bauten und Ensembles im Dorf oder in der Stadt von besonderer Bedeutung seien. Zieht man von dieser Kritik die Ermüdung gegenüber gesetzlichen Regularien an sich und die Befürchtungen vor kostspieligen Auflagen ab, so ist immer noch herauszuhören, dass diese „Verordnung von Erinnerungsstücken“ durch Amtspersonen, durch Ortsfremde, durch Menschen, die an der lokalen kollektiven Erinnerung in der Regel gar nicht teilhaben können, Irritation, ja Empörung hervor ruft. Diese Kritik an fehlender Partizipation bei der Festlegung der Erinnerungsstücke sollte von Denkmalbehörden ernster genommen werden und in eine partizipativere Ausweisungspraxis einfließen.

Für einen weiteren Grundkonflikt tragen die Denkmalbehörden keine Verantwortung, wohl aber die politisch Verantwortlichen. Wenn eine Gesellschaft im öffentlichen Interesse Erlaubnisvorbehalte gegenüber privatem, institutionellem, kommunalem und öffentlichen Eigentum ausspricht, so darf von den betroffenen Eigentümern

durchaus erwartet werden, dass die daraus folgenden Einschränkungen und Mehraufwände beim Erhalten und Entwickeln dieses Eigentums wenigstens teilweise finanziell ausgeglichen werden. Doch dieser nachvollziehbaren Erwartung der Denkmaleigentümer kommt die Öffentlichkeit, also der Staat, nicht ausreichend nach. Einschränkungen im Umgang mit Eigentum gibt es viele – Bebauungspläne, Bauordnungen, Umwelt- und Naturschutzgesetze, Brandsschutz-Richtlinien etc. Doch die treffen jeden Eigentümer und werden daher von Betroffenen nicht so vehement hinterfragt wie der Denkmalschutz. Die Denkmalpflegemittel in den meisten Bundesländern sind aber entweder völlig eingespart oder zu gering. Damit wird eine Gegenleistung der Öffentlichkeit für die den Denkmaleigentümern auferlegten Vorbehalte verweigert. Hier ist der größte Quell des Unmutes gegenüber gesetzlichem Denkmalschutz auszumachen. Und es ist nur zu gut zu verstehen, dass Eigentümer, die nicht über die Denkmaleigenschaft ihres Eigentums entscheiden konnten, für Mehraufwand oder Einschränkungen Gegenleistungen der Öffentlichkeit erwarten, in deren Interesse der Denkmalschutz ja ausgesprochen wird. Insbesondere private Bauherren haben es in vielen Bundesländern schwer, Fördermittel für die Instandsetzung ihres Denkmals zu erhalten.

Als die Denkmalschutzgesetze in den 1970er und 1990er Jahren verabschiedet wurden, bestand möglicherweise die euphorische Perspektive, dass dieser Ausgleich von Einschränkungen und Mehraufwänden im öffentlichen Interesse jeweils finanziert werden könne. Aber flächendeckend und im großen Stil hat dieser Ausgleich nie funktioniert, auch wenn viele Programme der Städtebauförderung, Dorferneuerung, Regionalentwicklung und die klassische Denkmalförderung vielfach und bedeutend geholfen haben, kulturelles Erbe zu erhalten.

2. Wie weiter?

Im Vorfeld des Europäischen Kulturerbejahres 2018 wäre Gelegenheit, sich auch mit der Organisation und Finanzierung des Denkmalschutzes in unseren seit 1975 erheblich veränderten Gesellschaften zu beschäftigen – zumal dieses unter dem Motto „Sharing Heritage“ stehen soll. Das ist eine Chance, den Denkmalschutz und die amtliche Denkmalpflege der Gegenwart, ihren Möglichkeiten und Rahmenbedingungen vorsichtig anzupassen und Denkmalpflege als gesamtgesellschaftliches Ziel wieder zu stärken. Es wäre eine Chance, mehr und neue Stakeholder für denkmalpflegerische Ziele zu gewinnen.

Wie aber könnten Grundlagen und Praxis des Denkmalschutzes und der amtlichen Denkmalpflege künftig aussehen?

- ▷ Die Bewahrung, Pflege und Vermittlung sollte (wieder) in einer engen Allianz der Landes- und Lokalpolitik, der planenden Behörden, der touristischen Akteure, der

Architektenschaft, der bürgerschaftlichen Initiativen stattfinden, begleitet durch die Denkmalbehörden.

- ▷ Wenn kulturelles Erbe im öffentlichen Interesse erhalten werden soll, dann muss diese Öffentlichkeit den damit verbundenen finanziellen Mehraufwand besser ausgleichen – insbesondere privaten Eigentümern. Dies funktioniert schon jetzt bei Denkmaleigentümern, die Einkommenssteuer zahlen, über die Absetzbarkeit von Aufwendungen für Denkmale. Eine Unterstützung für das Denkmalpflegen sollte aber auch denjenigen zugute kommen, die zwar Denkmaleigentümer sind, aber keine Einkommenssteuer entrichten. Es braucht also mehr direkte Fördermittel für den Ausgleich denkmalpflegerischer Mehraufwände. Sie sind erfahrungsgemäß kein verlorenes Geld, sondern aktive regionale Mittelstandsförderung.
- ▷ Eine deutlichere Transparenz denkmalbehördlicher Arbeit ist unabdingbar. „Die Öffentlichkeit“, die ja genau genommen aus vielen verschiedenen Teil-Öffentlichkeiten besteht, muss eine Chance haben, ihr Erbe zu kennen und als Kollektiv wie als Individuum eine Beziehung zu ihm aufzubauen. Sie ist die Grundlage für erfolgreiche Bewahrung. Wir alle haben komplett veränderte Informationsgewohnheiten und -ansprüche. Es ist inzwischen kaum mehr vermittelbar, warum Denkmalverzeichnisse noch nicht in allen Bundesländern online erreichbar sind, warum Entscheidungskriterien der Praxis nicht offen gelegt werden etc. Diese Defizite lassen sich durch Projekte beheben. Die Landesregierungen sollten – nicht zuletzt zur Erfüllung der INSPIRE-Richtlinie⁴ – die Digitalisierung dieser wichtigen Geodaten aktiv finanzieren.
- ▷ Weiterhin nötig sind belastbare Rechtsnormen: Ohne Denkmalschutzgesetze und Denkmalbehörden wird gerechte und nachhaltige Denkmalpflege nicht möglich sein. Auch andere Schutzziele in einer Gesellschaft (Natur-, Brand-, Kinder-, Gewässer-, Tierschutz etc.) sind mit Gesetzen unterfüttert und werden von Ämtern vertreten.
- ▷ Mehr Teilhabe: Amtsdenkmalpfleger sind unverzichtbar, aber nur ein Rad im Erbe-Getriebe. Sie haben zwei Hauptaufgaben: verlässliche wissenschaftliche Dienstleister sowie Datenspeicher/-produzenten und damit auch Politikberater zu sein und das Denkmalschutzgesetz anzuwenden. Das Schwungrad sollten weiterhin Bürger in den unterschiedlichen Körperschaften sein: Vereinen, Stiftungen, Bürgerinitiativen. Partizipation braucht Rahmen und Formen, sonst wird sie zur unübersichtlichen Kakophonie der Interessen. Denkmalbeiräte bei Kreisen und Städten, ein Verbandsklagerecht zum Beispiel für die etablierten Heimatbünde wären Bausteine einer größeren bürgerschaftlichen Teilhabe an der Bewahrung des eigenen Erbes. Über neue Partizipationsformen sollte unbedingt gesprochen werden.

4 Vgl.: www.inspire.ec.europa.eu/ [24.03.2016].

- ▷ Auch wenn Grundsatzentscheidungen partizipativer gefällt werden sollten, so heißt dies nicht automatisch, dass die amtliche Denkmalpflege geschwächt werden sollte. Im Gegenteil: Bald ein Vierteljahrhundert Personalabbau und Strukturveränderungen haben diese Institutionen in einigen Bundesländern mehr, in anderen weniger strapaziert. Der Altersdurchschnitt der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ist nahezu überall hoch, da freiwerdende Stellen nicht mehr besetzt werden. Wie sollen aber Anpassungen an eine sich wandelnde Gesellschaft möglich sein, wenn nicht Mitglieder der jüngeren Generationen eingestellt werden? Es gibt ausreichend viele gut ausgebildete junge Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger, denen aber der Zugang in die Denkmalbehörden nur in Ausnahmefällen gelingt. Gestärkte, modernisierte Denkmalbehörden sind eher zu Reformen und Anpassungen fähig als geschwächte.
- ▷ Eine der wichtigsten fachlichen Errungenschaften der 1970er Jahre war die Anwendung des Denkmalbegriffes auf alle denkbaren Artefakte. Dies bedeutete, dass Interdisziplinarität für die denkmalkundliche wie auch die denkmalpraktische Arbeit zwingend wurde. Doch immer noch gilt, insbesondere in den Fachbehörden, die Kunstgeschichtswissenschaft als die heimliche Leitwissenschaft. Dabei werden Geographen und Naturwissenschaftler, IT-Spezialisten und GIS-Entwickler, Social media Experten, Urbanisten und Landschaftsplaner, Technikhistoriker und Bauingenieure genauso gebraucht, um dem Beratungsauftrag solide gerecht zu werden. Es ist nicht entscheidend, dass Amtsdenkmalpfleger promoviert sind, sondern dass sie zugewandt kommunizieren, gut organisieren können und zur Interdisziplinarität fähig sind.
- ▷ Grundlagenforschung für das historische Erbe ist Gemeinschaftsarbeit. Denkmalfachämter sollten Fragen formulieren und Themenscouts, Datenspeicher sowie Manager der Grundlagenforschung sein, die durch Hochschulen als unverzichtbare Partner, freie Wissenschaftler und Experten sowie andere außeruniversitäre Forschungsinstitutionen betrieben wird und deren Ergebnisse in den Denkmalbehörden gebündelt und bewahrt werden.
- ▷ Traditionell und heute mehr denn je füllt auch die Citizen Science⁵ die Wissensspeicher für die Denkmalpflege. Wichtige Grundlagenforschung in der Denkmalkunde wird seit 200 Jahren in wesentlichen Teilen von Bürgern betrieben. Waren es lange die örtlichen Studienräte und Lehrer, Pfarrer und Apotheker, die als Ortschronisten oder Bodendenkmalpfleger tätig waren und Heimatvereine, welche die Vermittlungsarbeit übernahmen, so sind es heute – neben diesen immer noch aktiven Gruppen – auch die Wikipedianer, die Sammler von Spezialwissen (Eisenbahnen, Stellwerke, Bunker, Bergbauanlagen, Grenzsteine, Mühlen etc.), die ihr Wissen oft im

5 Vgl. P. Finke, Citizen Science: Das unterschätzte Wissen der Laien, München 2014.

Internet präsentieren. Es ist für beide Seiten nicht immer leicht, zusammen zu kommen und das Wissen miteinander zu teilen, doch ist diese für beide Seiten fruchtbare Kooperation unbedingt zu stärken. Auch sie ist gelebte Partizipation.

- ▷ In der Geschichte der amtlichen Denkmalpflege ist – außer jüngst in Hessen, bald in Rheinland-Pfalz – noch kein flächendeckendes gedrucktes Inventar für ein Land abgeschlossen geworden. Die 150jährige Geschichte des Veröffentlichens von Denkmaldaten ist auch eine 150jährige Geschichte der Unvollendung. So ist Pragmatismus gefragt, denn das wichtigste Ziel ist, dass Denkmaldaten und -begründungen kostenfrei, transparent, für jeden zugänglich und verständlich abrufbar sind. Bisher können nur wenige Bundesländer ihre Denkmaldaten georeferenziert im Internet präsentieren.⁶ Für die Langzeitdokumentation, für Bibliotheken und Bibliophile sollten die Daten in Druckverfahren parallel veröffentlicht werden.
- ▷ Die Beratungstätigkeit der Denkmalämter über die „richtigen“ Methoden der Veränderungen am Denkmal findet immer im Spannungsfeld der divergierenden Interessen von Bauherrn, der Baunormen, der wirtschaftlichen Möglichkeiten und nicht zuletzt der Gestaltungsvorstellungen von Architekten statt. Schon länger sind amtliche Denkmalpfleger nicht die Einzigen, die sich mit dem Bauen im schutzwürdigen Bestand gut auskennen. Die jahrzehntelangen Bemühungen, Architekten, Fachplaner, Handwerker und andere Experten für die Denkmalpflege auszubilden, haben durchaus Erfolge gehabt. Die – oft umstrittene – Beraterrolle amtlicher Denkmalpfleger in Bauprozessen an Denkmälern sollte evaluiert und ggf. justiert werden.
- ▷ Noch konfliktträchtiger ist die Rolle der Denkmalbehörden als Berater für die Gestaltung von Denkmälern. Wo hört die durch Denkmalbegründungen und Voruntersuchungen legitimierte gestalterische Zielstellung auf und wann beginnt das Entwerfen, das Angelegenheit der Bauherren bzw. seines Architekten sein sollte? Hier könnte durch differenzierte Standards, vergleichbar denjenigen, die das österreichische Bundesdenkmalamt vorbildlich erarbeitete,⁷ mehr Verlässlichkeit und Transparenz zur Konfliktminimierung beitragen.
- ▷ Zielkonflikte sind der staatlichen Denkmalpflege immanent; darin unterscheidet sie sich nicht vom Naturschutz oder anderen öffentlichen Erlaubnisvorbehalten. Und selbstverständlich gibt es unvermeidliche juristische Klärungen. Doch in jedem Zielkonflikt sollten die beteiligten Denkmalbehörden überprüfen, wie weit er getrieben wird. Jeder Konflikt erzeugt, unabhängig vom Ausgang, einen Kollateralschaden im Umfeld des Klägers. Denkmalpflege wird dort zu einer feindlichen Institution. Zum Denkmal gehört zwar seine Substanz und ihr Erscheinungsbild, aber auch deren

6 Bremen, Hamburg, Berlin, Bayern.

7 *Bundesdenkmalamt Österreich*, Standards der Baudenkmalpflege, Wien 2014, vgl.: www.bda.at/publikationen/881/19689/Standards-der-Baudenkmalpflege [24.03.2016].

gesellschaftliche Wertschätzung, die nicht verordnet werden kann und durch Konflikte nur selten gesteigert wird.

- ▷ Den Kommunen kommt eine besondere Rolle im Netzwerk der Denkmalpflege zu. Sie setzen den Rahmen für Denkmalpflege im städtebaulichen Zusammenhang wie beim Einzelobjekt: im Idealfall mit denkmalfreundlichen Planungen, mit flankierenden Schutzinstrumenten, mit der Fördermittelakquise für Denkmale, mit ihren eigenen Möglichkeiten, positive Stimmung für das schutzwürdige Erbe zu erzeugen. Es gibt Kommunen, die aktiv für ihr Erbe sorgen und solche, die andere Entwicklungsschwerpunkte setzen. Sind die Denkmalbehörden stark genug für die Überzeugungsarbeit und die Konflikte in diesen anders orientierten Städten und Gemeinden oder sollten die endlichen Kräfte den aktiven zur Verfügung gestellt werden? Die Allianzen für das Erbe, die insbesondere Stadtplaner seit den 1970er Jahren mit der Denkmalpflege eingegangen waren, sollten beidseitig wieder gestärkt werden. Dies täte nicht nur der Denkmalpflege gut, sondern auch einer traditionsbasierten Stadtentwicklung, die von Bürgern durchaus wertgeschätzt wird.

Für eine zukunftsfähige „Denkmalpflege 2018“ wäre also eine erneuerte Allianz der für das gebaute Erbe engagierten Gruppen und Institutionen, Bürgerinitiativen und Vereine, Stiftungen und Körperschaften die Voraussetzung. Diese Allianz wäre auch für die jeweilige Landespolitik und den Bund eine ernst zu nehmende Größe. In dieser Allianz spielten institutionell reformierte und gestärkte Denkmalbehörden eine Rolle als Qualitätskontrolleure, Datensammler und -lieferanten, Berater und Vermittler. Verlässliche Formate der Partizipation zur Festlegung denkmalpflegerischer Oberziele wären installiert. Expertennetzwerke sorgten für die Grundlagenforschung, aber auch für die Anwendung des Wissensstandes.

War das jetzt zu viel Utopie oder sollten wir uns auf den Weg machen?

Autorinnen / Autoren

Dr. phil. Johanna Blokker

Kunst- und Architekturhistorikerin, Studium in Montreal und Toronto, Promotion in New York, Lehre in New York und Köln, seit 2001 Assistentin am Lehrstuhl für Denkmalpflege/ Heritage Sciences der Universität Bamberg.

Prof. Dr. phil. habil. Hans-Rudolf Meier

Professor für Denkmalpflege und Baugeschichte an der Bauhaus-Universität Weimar, davor Professor für Denkmalkunde und angewandte Bauforschung an der TU Dresden und Leiter des Masterstudiengangs Denkmalpflege und Stadtentwicklung. 1. Vorsitzender des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege; Mitglied des Redaktionskollegiums von Forum Stadt.

Prof. Dr. Elisabeth Merk

Architektin und Stadtplanerin, Studium in Regensburg und Florenz, Professur an der Hochschule für Technik Stuttgart, Leiterin des Stadtplanungsamtes Halle/Saale und jetzt Stadtbaurätin in München.

Prof. Dr. phil. habil. Matthias Noell

Kunst- und Architekturhistoriker; Studium in Bamberg und Berlin; Promotion in Berlin; Forschungen in Paris; Assistenz an der ETH Zürich; Professor für Design- und Architekturgeschichte an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle.

Dr.-Ing. E.H. Thomas Sieverts

Architekt und Stadtplaner, lehrte an der HdK Berlin, in Harvard und an der TU Darmstadt; ausgezeichnet u. a. mit dem Deutschen Städtebaupreis, dem Fritz-Schuhmacher-Preis u. a.; prägte den Begriff „Zwischenstadt“ und leitete dazu Forschungsprojekte.

Dr. phil. Ulrike Wendland

Kunsthistorikerin, Studium und Promotion in Berlin, Assistenzen in Berlin und an der ETH Zürich, Landeskonservatorin des Saarlandes und jetzt von Sachsen-Anhalt.

Prof. Dipl.-Ing. Thomas Will

Architekt, lehrt Denkmalpflege und Entwerfen an der TU Dresden. In Forschungsprojekten, Publikationen und als beratender Architekt beschäftigt er sich mit dem architektonischen Erbe als Teil der aktuellen Baukultur und der Stadtentwicklung in der Moderne.

Besprechungen

SILKE STEETS, *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*, Berlin: suhrkamp 2015, 224 S., 16,- Euro.

Sich Auseinandersetzen, Begreifen, Verstehen – die deutsche Sprache bindet intellektuelle Leistungen an körperliche Aktivitäten. Die Körpergebundenheit von Erkenntnisprozessen ist im Laufe der wissenschaftlichen Entwicklung in den Hintergrund gerückt. Silke Steets stellt diesen Zusammenhang in den Mittelpunkt ihres klugen Entwurfs einer „Architektursoziologie“. Dass ein „Begreifen“ von Architektur immer auch eine körperliche Auseinandersetzung mit der gebauten Umwelt beinhaltet, ist unmittelbar einsichtig. Aber Silke Steets' Thesen greifen weiter: körperliche Praktiken spielen eine wesentliche Rolle bei der Herausbildung der objektiven Strukturen der sozialen Welt wie der subjektiven Strukturen der Individuen.

Nach dem Exposé von Fragestellung und Thesen in der Einleitung werden im ersten Kapitel drei Ansätze soziologischer Annäherung an das Thema vorgestellt: Strukturtheorien, Handlungstheorien und poststrukturalistische Theorien. Erstere analysieren die gebaute Umwelt als Produkt und Ausdruck, aber auch als einen Faktor des Sozialen. Für Norbert Elias macht Architektur die soziale Struktur der höfischen Gesellschaft sichtbar und dient gleichzeitig dazu, diese zu reproduzieren. Emile Durkheim spricht vom „materiellen Substrat“ der Gesellschaft, das diese wiederum stabilisiert. Marxistische Theoretiker analysieren die politischen und ökonomischen Verhältnisse, unter denen die gebaute Umwelt produziert wird, und kritisieren das Ergebnis wiederum als Teil des „Überbaus“, in dem eben diese realen Verhältnisse ideologisch verschleiert werden.

In den handlungstheoretischen Ansätzen wird die Doppelgesichtigkeit der Architektur als



Gegenstand und Bedingung sozialen Handelns explizit. Im Mittelpunkt stehen Umgangsweisen mit der gebauten Umwelt und symbolische Bedeutungszuschreibungen. Gebäude, verstanden als materielles Setting und als symbolische Ordnung, definieren soziale Situationen. Steets weist dabei besonders auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu, weil er strukturtheoretische und interaktionistische Argumente verbindet. Die gebaute Umwelt erscheint als Arena, in der die verschiedenen sozialen Gruppen unter Einsatz ihres ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals Kämpfe um symbolische Macht austragen.

Zu den von ihr sog. poststrukturalistischen Ansätzen rechnet Steets Michel Foucault, Heide Delitz und Bruno Latour. Hier wird der gebaute Umwelt ausdrücklich die Rolle eines Agenten des Sozialen zugestanden. In deren Analysen ist die grundlegende Opposition von Objekt und Subjekt aufgehoben. „In dieser Perspektive wird die Dingwelt zum zentralen konstitutiven Element (sic) der Sozialwelt (49).

Steets will diese Ansätze um eine „umfassende Perspektive auf Architektur“ (56) erweitern, in der physische Materialität, Zeichenhaftigkeit und soziale Wirkung von Architektur zusam-

mengedacht sind. Sie stützt ihren Entwurf auf Alfred Schütz, in Analogie zu dessen „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ der Titel ihres Buchs formuliert ist, und auf Berger/Luckmann. Der von ihnen in „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ entwickelte Dreischritt von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung bildet das erste zentrale Element ihrer „wissenssoziologische(n) Architekturtheorie“. Externalisierung meint die Erschaffung der materiellen und immateriellen Kultur durch den Menschen, Objektivierung die Verselbständigung dieser menschengeschaffenen Welt zu einer sozialen Tatsache im Sinne Durkheims, d.h. einer gegenüber ihren Produzenten eigenständigen Faktizität. Internalisierung wiederum meint die Aneignung dieser Objektivität durch die Subjekte. Diesen Dreischritt überträgt Steets auf die gebaute Umwelt: „Externalisierung bedeutet [...] das Entwerfen und Bauen von Gebäuden; diese wiederum lassen sich als materielle Objektivationen begreifen, welche über verschiedene Modi der Aneignung internalisiert werden“ (10).

In allen drei Bereichen, so der zweite Baustein ihrer Theorie, spielt der Körper eine wichtige Rolle. Sozialisationsprozesse und generell Bewusstseinsvorgänge haben nicht nur eine kognitive, sondern ebenso auch eine körperliche Dimension. Diese These wird im Kapitel 2 in Auseinandersetzung vor allem mit den Schriften von Alfred Schütz und Helmuth Plessner entfaltet. Das Kind wird zum Erwachsenen auch durch die Aneignung kulturspezifisch geformter Körpertechniken, eines in den Körper eingeschriebenen, praktischen Wissens. Dieses vorbewusst verfügbare Wissen entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit der Dingwelt, also auch der gebauten Umwelt, und prägt seinerseits wiederum den Umgang mit ihr. Auch die Sinnzuschreibung an Architektur vollzieht sich Steets zufolge nicht nur kognitiv, sondern ebenso praktisch in den körpergebundenen Arten ihrer Handhabung und ihres Gebrauchs. Körperliche Erfahrung ist raum- und zeitgebunden. Sie erschließt die unmittelbare Wirklichkeit. Erfahrung kann aber auch über Zeichensysteme vermittelt sein. Architektur ist wie die Sprache ein bedeutungsvolles Zeichen-

system. Die Zeichenhaftigkeit der gebauten Umwelt vermittelt Erfahrungen von Wirklichkeiten, die außerhalb der unmittelbaren sinnlichen Erfahrbarkeit liegen. Gebäude können z. B. gelesen werden als materielle Zeugnisse vergangener Lebensweisen. Als Träger symbolischer Bedeutungen schließlich können sie Erfahrungen vermitteln, die die Alltagswirklichkeit transzendieren.

Die folgenden drei Kapitel dienen dazu, die Schritte der Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung der gebauten Umwelt zu konkretisieren. Die gebaute Umwelt ist Teil der Kultur, die der Mensch im Prozess der Externalisierung hervorbringt (Kap. 3). Steets greift dabei auf die Anthropologie Arnold Gehlens zurück: Danach bedarf der Mensch als ein „Mängelwesen“ der Institutionen einer materiellen und immateriellen Kultur, um überleben zu können. Kultur leistet für den Menschen, was die Instinkte für die Tiere leisten: eine stabile Beziehung zur Umwelt. Die Kultur ist ein Korsett, das der Mensch sich erschafft, um seiner prinzipiellen Unbestimmtheit Halt zu geben. Die gebaute Umwelt als Teil der menschengeschaffenen Kultur ist somit notwendige Stütze wie auch Einengung der anfänglichen „Weltoffenheit“ des Menschen. In dieser Ambivalenz steht auch die Praxis der Architekten. Sie ist kreatives Entwerfen einer neuen Welt, eingebunden in ein dichtes System von Rollen, Wissensbeständen, funktionalen, technischen und ökonomischen Bedingungen. Aus dem Wechselspiel von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und kreativer Entwurfspraxis entsteht Architektur, die wiederum zu den Objektivationen menschlicher Tätigkeit wird, welche dem Handeln des Menschen als vorgegebene Bedingung gegenüber tritt.

Von Objektivation ist dann die Rede, wenn Kulturprodukte zu einer dem Menschen gegenüberstehenden, eigenständigen Wirklichkeit, einer sozialen Tatsache im Sinne Durkheims geworden sind. Gebäude sind auf dreifache Art Objektivationen: erstens als materielle Objekte, die bestimmte körpergebundene Wissensformen erfordern, um mit ihnen umzugehen. Zweitens als Zeichen, deren Lesbarkeit von bestimmten körpergebundenen Wahrnehmungsweisen ab-

hängt, beispielweise von der Art der Annäherung zu Fuß oder im Auto. Drittens als Träger symbolischer Bedeutungen, die oftmals Gegenstand konflikthafter Auseinandersetzungen sind.

Internalisierung schließlich meint die Aneignung der Praktiken des Umgangs mit der gebauten Umwelt, der Wahrnehmungsweisen ihrer Zeichenhaftigkeit und ihrer symbolischen Identifikationsangebote. Internalisierung gelinge, so die These, in einem Wechselspiel von körpergebundenen und kognitiven Erfahrungen, die in einem „leiblich erfahrenen Gefühl von Stimmigkeit“ resultiere (217), einem „sich gekonnt in der Welt bewegen“ (224). Im Wechselspiel von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung entsteht die gebaute Umwelt als sinnhafter Teil der sozialen Wirklichkeit und in der Auseinandersetzung mit ihr formen sich Körper und Geist des Individuums als die beiden Dimensionen seiner Identität.

Dass der von Steets entwickelte, wissenssoziologische Ansatz gerade aufgrund seiner Vielschichtigkeit auch für empirische Analysen handhabbar ist, belegt sie an aufschlussreichen Beispielen. Aber an diesen Beispielen werden auch die Grenzen ihres Ansatzes erkennbar. Prozesse der Externalisierung macht sie deutlich am architektonischen Entwurf, den sie in einer weitgehend autonom gedachten „Sinnprovinz“ der Architekturproduktion verortet. Sie beschreibt in einem hochinteressanten Kapitel die Spannweite von Entwurfsauffassungen, die vom Autoritarismus des Neuen Bauens über die ethnographische Analyse des Orts und Modelle der systematischen Verbindung von spielerischer Phantasie mit Verwissenschaftlichung bis zur Zurückhaltung des Architekten, der nur noch offene Gelegenheiten anbietet, reichen. Aber jedes Mal ist es der Architekt, der definiert, was Entwurf ist. So autonom ist die Sinnprovinz der Architekturprofession nicht immer. Im informellen Bauen von Favelas oder Slums spielt sie nur in Ausnahmefällen eine Rolle, beim industriellen Massenzweckbau der DDR war sie eingeengt auf Bautechnik und etwas Städtebau. Und bei modernen, spekulativen Investorenbauten kommt sie oft nicht über die Rolle eines Erfüllungsgehilfen hinaus. Steets

erwähnt solche Rahmenbedingungen, wie sie auch die sozialstrukturellen Variationen der Aneignung der gebauten Umwelt erwähnt. Aber ihre Analysen der Fallbeispiele bleiben doch weitgehend innerhalb der Kategorien einer den subjektiv gemeinten Sinn verstehenden Soziologie. Aber solche Einwände gegen die Reichweite des von ihr vorgelegten Ansatzes könnte Steets zu Recht mit dem Hinweis auf eine nötige Arbeitsteilung mit strukturtheoretischen Ansätzen zurückweisen. Und auf mehr als auf die Notwendigkeit solcher Ergänzung kann mit diesen Einwänden auch nicht aufmerksam gemacht werden. Steets hat mit ihrer außerordentlich differenziert argumentierenden Arbeit Grundlagen für eine soziologische Architekturtheorie gelegt.

Walter Siebel, Oldenburg

MARK ESCHERICH (Hrsg.), *Denkmal Ost-Moderne, Bd. I (Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne) und Band II (Denkmalpflegerische Praxis der Nachkriegsmoderne)*, Berlin: Jovis 2012 und 2016, 288 und 256 Seiten, 29,80 Euro und 34,80 Euro.

Mark Escherich, Jahrgang 1972, 2008 Promotion mit einer Arbeit zu Stadtbaugeschichte und Selbstbildkonstruktionen in Erfurt 1918-1933, mit bereits jetzt bemerkenswertem Schriftenverzeichnis, ist bzw. war u.a. Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an der Professur Denkmalpflege und Baugeschichte der Bauhaus-Universität Weimar und gehört zum leider überschaubaren Kreis der Nachwuchsautoren der deutschen Denkmalpflege. Mit den beiden Sammelbänden hat er bisher kaum zugängliches Material und aktuelle Forschungsergebnisse zu Architektur und Städtebau in der DDR in den 1960er und 1970er Jahren vorgelegt. Ausgangs- und Sammelpunkt bildeten zwei 2011 und 2014 veranstaltete Symposien

an der Universität Weimar, die Architekten, Architekturoberflächen, Künstler und Denkmalpfleger aus dem In- und Ausland zusammenführten. Kurz aber höchst anschaulich berichtet der Herausgeber im Band I einführend über die „Aneignung der Ostmoderne durch die Denkmalpflege“ und die gewachsene Einsicht über die Bewertung der DDR-Hinterlassenschaft als originärer Teil des gesamtdeutschen Bauerbes, dem damit aber noch nicht automatisch die Denkmalwürdigkeit, also die Erhaltungspflicht, zugesprochen wurde und wird.

Eine Auswahl von Beiträgen aus dem Band I. „Konservatorische Zwischenbilanzen“ ziehen Beiträge zu Berlin (Norbert Heuler), Brandenburg und Sachsen-Anhalt; sie machen sich an wichtigen Baudenkmalern fest wie den Berliner Verlusten Stadion der Weltjugend, Leninstadion, Hochhaus Scheibe Berolina, Ungarische Botschaft, Ahornblatt, Außenministerium und Palast der Republik und etlichen Erfolgen wie der Modernisierung von Plattenbauten, das Café Moskau, Staatsratsgebäude, Kongresshalle, Haus des Lehrers, Tränenpalast und – natürlich – von letzten Resten der unbeliebten Mauer. Offensichtlich sind die Bedingungen für eine Erhaltung in Brandenburg und Sachsen-Anhalt (noch) weniger günstig.

Den zweiten Komplex des Bandes I bilden die „Blicke nach Osteuropa“, Polen, Slowakei, Ungarn und auf Sowjetische Architektur. Unter der Überschrift „Aneignungsprozesse“ folgen Studien zur Denkmalerfassung und Bewertung an den Beispielen Mensen in der DDR, insbesondere zur Weimarer Mensadebatte, zu den Dresdner Fälen Prager Straße und Kulturpalast und zur Warenhausarchitektur. Weitere Beiträge zu den Betonschalen Ulrich Müthers und zur Typisierten Vielfalt auf der Berliner Fischerinsel runden den Band.

Die 2. Weimarer Tagung von 2014 legte ihren Schwerpunkt auf die denkmalpflegerische Praxis im Umgang mit der Nachkriegsmoderne. Die ersten Beiträge widmen sich als einführende und den Band I ergänzende „Diskurse“ den „Steinen des Anstoßes“ (Wolfgang Kil) und der Rehabilitation der DDR-Nachkriegsmoderne“. Vertieft



wird mit einem Bericht von Hans-Rudolf Meier über das Weimarer Forschungsprojekt zur 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und einigen Länderberichten (u. a. von Bernhard Kohlenbach zu Berlin) über die Inventarisierung, die Ergänzung der Denkmallisten und den damit versuchten Schutz. Den Bogen von der Theorie zur Praxis spannen dann die technisch orientierten Beiträge zu Tragwerk und Bautechnik, Architekturoberflächen (Thomas Danzl) und zu den Vorhangwänden. Sie werden unterlegt durch die erfahrungsgestützten Sanierungsberichte und Fallstudien wie zur energetischen Sanierung der Rostocker Solitärbauten der 1960er Jahre, zur Schweriner Kongresshalle, zum Neubrandenburger Haus der Kultur und Bildung, erneut zur Weimarer Mensa, zu Berliner Beispielen (Norbert Heuler) und zu Kulturhäusern und Stadthallen (Mark Escherich). Übergreifende kommunale Zwischenbilanzen ziehen die Behördenvertreter von Rostock, Leipzig, Chemnitz und Dresden (Hinterm Horizont geht's weiter, Reinhard Sterra). Zu ergänzen bleibt, dass der anlässlich der Tagung gehaltene Vortrag von Jörg Haspel „Sozialismus und Sozialmodernismus“ leider nicht enthalten ist (siehe hierzu Sozialistischer Realismus und Sozialistische Moderne. Welterbevorschläge aus Mittel- und Osteuropa, ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees Band LVIII, 2013, download unter; www.icomos.de/publications.php).

Die beiden Sammelbände haben grundlegenden Charakter und ergänzen das mittlerweile aufgelaufene Schrifttum (siehe hierzu u.a. Die

Denkmalpflege, Heft 1/2 2015 Thema: Die deutsche Wiedervereinigung und die Denkmalpflege). Alten Kennern der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes in der DDR und den neu hinzukommenden Interessierten an der Architektur der Nachkriegszeit bieten sie eine wichtige Einstimmung in den weiterhin virulenten Problembereich und manche Hilfen beim Nachvollziehen der baulichen Entwicklung der heute zugänglichen, beliebten Reiseziele.

Dieter Martin, Bamberg

SÄCHSISCHE AKADEMIE DER KÜNSTE
(Hrsg.), *Labor der Moderne. Nachkriegsarchitektur in Europa – Laboratory of Modernism. Post-war architecture in Europe, Dresden: Sächs. Akademie der Künste 2014, Texte deutsch und englisch, 195 Abb., 216 S., 29,90 Euro.*

Einsam wie sterbende Elefanten lägen sie in der Stadtlandschaft, so heißt es. Sie schweben in Traumhöhe über Einkaufsstraßen wie zur Landung nicht entschlossene Ufos, sagt man. Sie zirkulieren wie Trabanten um die Kernstädte, umlagern als Betontrutzburgen Steinwüsten und Grassteppen, aus denen eigentlich verlockende Stadttutopien sprießen sollten: Die Architekturen der Nachkriegsmoderne.

Kaum ein Aspekt unserer gebauten Umwelt wird so gequält oder lustvoll wahrgenommen, so leidenschaftlich und kontrovers diskutiert wie die Relikte des Wiederaufbaus. Da kann es nicht schaden, wenn es der Sächsischen Akademie der Künste um eine gewisse Versachlichung zu tun ist. Sie hat jüngst in einem knappen Band eine bunte Reihe an Beispielen aus Italien und Frankreich, Slowenien und den Niederlanden, Spanien und Polen kompiliert. Unter Zuhilfenahme renommierter Autoren verdeutlicht sie zum einen, dass es sich bei der Auseinandersetzung mit der Nachkriegsmoderne um eine gesamteuropä-

ische Herausforderung handelt; zum anderen, dass zwischen Rotterdam, Prag und Kiew höchst unterschiedliche Wiederaufbau- und Stadtumbaustراتيجien galten.

Die einzelnen Facetten sind so lehrreich wie kurzweilig. Während Hans Scharoun in seinem Planungskollektiv mit Billigung der Alliierten in Berlin über die Sektorengrenzen hinweg den Aufbau der Stadt als Bandstadt im Netz neuer Schnellstraßen und mit grüner Mitte im Umland der Spree entwarf, planten in Hamburg, so Werner Durth, deutsche Architekten im Auftrag der britischen Besatzungsmacht schlanke Wohnhochhäuser in Stahlkonstruktion über den Trümmern eines ehemals dicht bebauten Wohnquartiers: Die Grindel-Hochhäuser, die bis heute als frühe Symbolbauten mit hoher Wohnqualität erhalten sind. Den Wiederaufbau Warschaws veranschaulicht Arnold Bartetzky, indem er die seinerzeitige mediale Vermarktung als Spiegel nutzt. Vor allem die Rekonstruktion der Altstadt, das Wohngebiet an der Marszałkowska und der Kulturpalast dienten als Prestigeprojekte eines sowjetischen Zwangsimports. Mit seinen propagandistisch ausgeschlachteten Bauprogrammen suggerierte der polnische Staat der Bevölkerung seine Versorgerrolle, sobald diese sich mit ihm identifizieren würde. Und Stadtplanung wurde umstandslos mit Glücksverheißung gleichgesetzt.

Wenngleich sich die eher filigranen Bauformen der 1950er mit den kompakt-nüchternen 1960er und hemmungslos bauwütigen 1970er Jahren kaum über einen Kamm scheren lassen, so hat die Nachkriegsmoderne *in toto* doch der Architektur die Kraft zugeschrieben, Gesellschaft zu gestalten und soziale Probleme zu lösen. Jener Geist, den die „heroische Moderne“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts evoziert hatte, wirkte zunächst ungebremst fort – wobei seine Anmaßung durchaus die Vernichtung des Überkommenen einschloss. Stadtzerstörungen zugunsten raumfressender Verkehrswege hinterließen Brachen, die noch heute schmerzen. Dennoch, die geglückten Hervorbringungen konnten damals als Wege ins Offene erscheinen. Ihre Urheber waren bestrebt, die Demokratisierung der Planung voranzutreiben; und sie beeindruckten in der

Verve, mit der sie das Problem der numerischen Größe angingen. Zurecht weist Wolfgang Pehnt darauf hin: Die Künstlichkeit und Komplexität von *bigness* und die Chance, aus der Unpersönlichkeit gewaltiger Dimensionen eine neue Alchemie der Funktionen zu entwickeln, hat nicht erst der Rem Koolhaas entdeckt.

Vermutlich kommt die Architektur der 1950er Jahre in der allgemeinen Wahrnehmung noch am Besten weg; sie gilt vielen als letzte einheitliche Stilphase der jüngeren Baugeschichte. Ausragende Tellerdächer, Stelzen und Nierentisch gehören ebenso zum Erscheinungsbild des Wiederaufbaus wie die Vorliebe für Pavillons oder die Idee der aufgelockerten Stadt. Wohnquartiere wurden durch gezielte Versetzung der Gebäude durchlässig zum begrünten Hof, weswegen bisweilen die „Landschaftlichkeit“ solcher Komplexe betont wird. Allein, die Formensprache des Leichten und Luftigen, die schwingvolle Geste und die naive Unschuld des Ausdrucks waren spätestens Mitte der 1960er nicht mehr gefragt. Plötzlich bekamen die Gebäude ein betont kantiges Profil. Vor allem jedoch war diese Architektur eines: kompakt. Analog zu den gesellschaftlichen Veränderungen vollzog sich ein grundsätzlicher Wandel in den Entwurfshaltungen. Die lockere Baugliederung in Einzelkörper wich mehr und mehr verdichteten Anlagen; statt Individualarchitektur entstanden technizistische, oft stadtsociologisch unterfütterte Großvorhaben. Sie sind freilich keineswegs – wie mitunter behauptet – überhistorisch, sondern verkörpern ihre Zeit, erzählen in oft ausgreifender, über sich selbst hinauswachsender, nicht selten auch übergewichtiger Art von dem satten Wohlstand dieses Jahrzehnts, von der prallen Zuversicht, mit der man plante. Erst als die Projekte finanziell aus dem Ruder liefen, erschrak man über die eigene Hybris – wie beim Berliner Kongresszentrum ICC, dessen Fertigstellung seit dem Entwurf 1966 gut 13 Jahre dauerte und dessen Kosten sich am Ende versechsfachten.

Die Urheber dieser Bauten waren von einer Epoche geprägt, die wohl gegensätzlicher nicht sein konnte. Denn die Jahre des Aufbruchs, der ersten bemannten Raumflüge und der Bildungs-



reformen waren auch die Zeit schmerzlicher politischer Konfrontationen, des Mauerbaus und der außerparlamentarischen Opposition. Ihr architektonischer Widerhall ist eine raue Materialästhetik etwa in Form des gerne verwendeten Sichtbetons. Gerade das, was mit körnigen Oberflächen und filigranen Schalungsspuren eine neue Sinnlichkeit erzeugen sollte, empfindet man heute oft als unansehnlich. Dem Stilprinzip des *béton brut*, das seine Materialien und seinen Gebrauchszweck demonstrativ nach außen kehrte, wurde alsbald der Charakter des brutal Hässlichen zugeschrieben.

Dennoch – oder gerade deshalb – wird damit Grundsätzliches aufgeworfen, etwa die Frage des heutigen Erhaltungswertes: Liegt er im Baukulturellen oder im Ökonomischen? Mit welchem Habitus kann man diesen gebauten Zeugnissen gerecht werden? Darin schwingt freilich mit, dass auch Architekten gezwungen sind, ihr Verhältnis zur eigenen Profession zu schärfen. Müsse man nicht, wie es einmal der Tessiner Baumeister Bruno Reichlin forderte, aufhören, die Schöpfung mit der archaischen Idee des greifbaren und sperrigen Objekts zu verbinden? Andererseits hat es die Nachkriegsmoderne ja tatsächlich schwer, als Denkmal wahrgenommen zu werden. Vermutlich, weil gemeinhin sichtbares Alter, Dauerhaftigkeit, traditionelle Formen, Techniken und Materialien damit verbunden werden – und sie sich ja gerade davon absetzen wollte.

Der Band offenbart keine bahnbrechend neuen Erkenntnisse, doch stellt er – handlich und ansprechend gestaltet – eine konzise Zusammenschau zum Thema dar. Aus der mittlerweile fast

unübersehbaren Flut an einschlägigen Publikationen ragt er heraus, weil er nicht nur die architektur- und kunsthistorischen Dimensionen anspricht, sondern sich in vielerlei urbanistische und gesellschaftliche Kontexte verzweigt. Und er hinterfragt implizit die augenscheinlich unbefriedigten Erwartungen der heutigen Stadtbe-

wohner an die Gegenwartsarchitektur. Es geht weniger um eindeutige Werturteile – im Sinne von pro und contra –, sondern um Anregungen für ein aufgeklärtes Weiterbauen an der europäischen Stadt.

Robert Kaltenbrunner, Bonn/Berlin

VIELE HOHE TIERE, VON UNS GERETTET.

Wasserspeier am Kirchturm
von Ulm, dem höchsten
Kirchturm der Welt (161,5 Meter).

Eines von vielen tausend
geförderten Denkmälern.



Wir erhalten Einzigartiges.
Mit Ihrer Hilfe.

Spendenkonto
IBAN: DE71 500 400 500 400 500 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG

www.denkmalschutz.de



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Wir bauen auf Kultur.